Dt.L.145,1

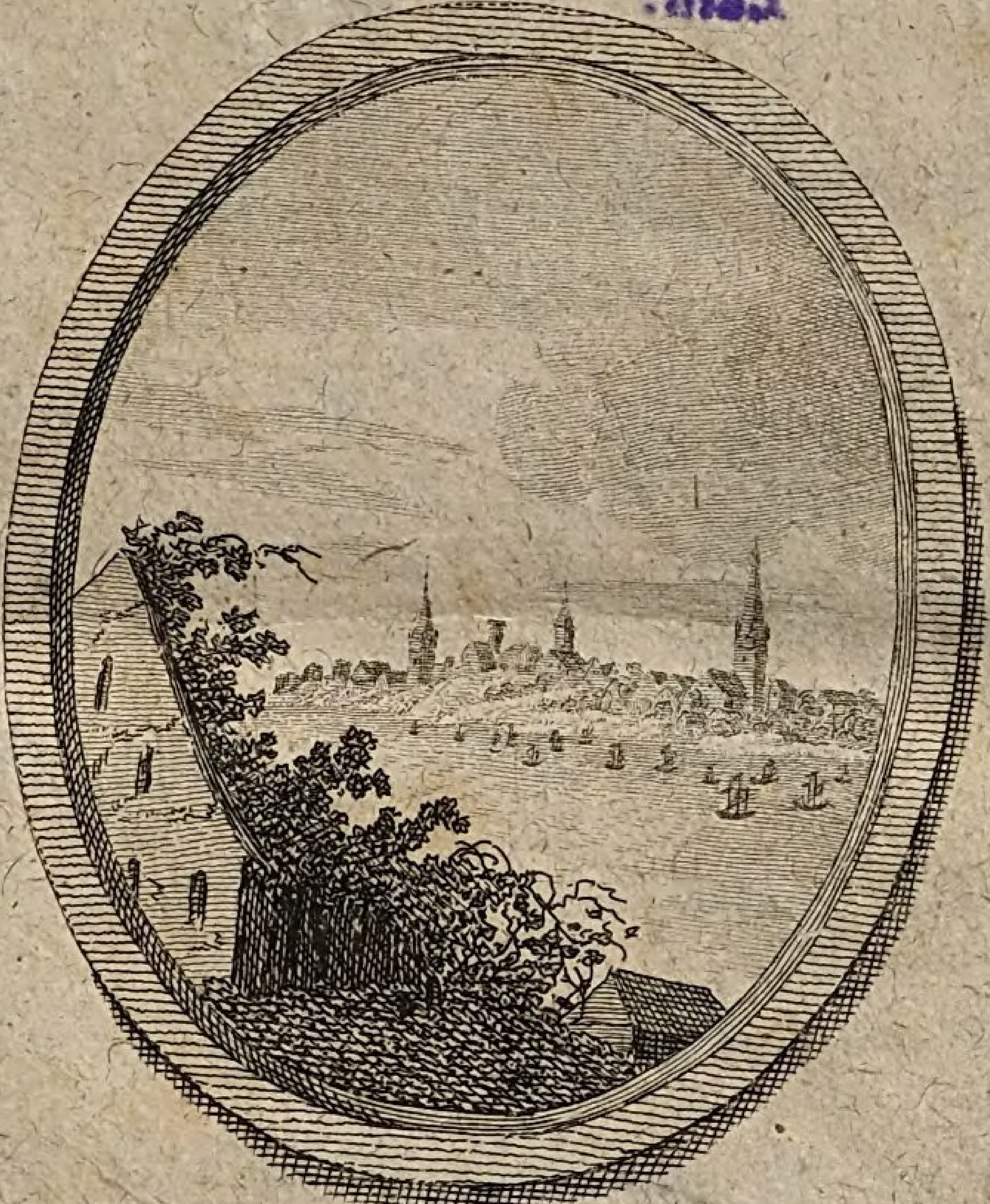
30.790
1

Dt. L. 145, 1

Die jüngsten
Kinder meiner Laune

von

A. v. Kotzebue.



Erstes Bändchen.

Frankfurt und Leipzig.

179[illegible]

Eigentum
der Stadt Bamberg
Gruppe: Dt. L.
Zahl: 145, 1

Staatliche
Bibliothek
Bamberg

Vorbericht.

Dieser Band enthält Erstens: den unterirrdischen Gang, einen kleinen Roman, wozu Chroniken und Volkssagen mir den Stoff lieferten. Die Personen, welche darinnen auftreten, haben alle zu jener Zeit gelebt. Die Ruinen des Klosters sind wirklich noch vorhanden, und das Innere der Klosterkirche dient

heute den in Reval wohnenden Katholiken zum Begräbnißplaz. Auf dem Rüken des unterirrdischen Ganges habe ich oft gelegen, und mich in das graue Alterthum geträumt.

Zweitens: die Geschichte unserer Unwissenheit, in Briefen an eine Dame. Diese Briefe haben zum Zwek viele Dinge, die sonst nur Gelehrte wissen und lesen, auch dem schönen Geschlecht genießbar zu machen. Ob es mir gelungen? und ob eine Fortsezung der Wunsch meiner Leserinnen sey, muß ihre Stimme entscheiden.

Was endlich Drittens den langen Hans betrift, so sieht Jeder leicht, welchen

Zwek ich durch diesen komischen Roman beabsichte. Ich bin kein Freund der Französischen Revolution. Die Raisonnements unserer Aufklärer mögen in thesi wahr seyn; daß sie aber in der Ausübung nichts taugen, lehrt uns die neuste Mordgeschichte von Frankreich. Ströme von Blut sind geflossen, Millionen Menschen sind unglüklich geworden; glüklicher Keiner. Wenn man den Kindern Messer in die Hände giebt, so schneiden sie sich damit. Der Streit über Regierungsformen ist ein Streit um Bohnen. Auf das Ruder kommt es nicht an, sondern auf den Steuermann. Trajan beglükte sein Volk als Monarch, und Pericles als Demagog. Der Franzose kommt mir mit seiner Revolution vor, wie ein Mensch der eine Uhr in der Tasche hat, die nicht richtig

geht, und der sie zu verbessern denkt, indem er sie so hastig aufzieht, daß die Kette reißt. Was hat er denn gewonnen? er muß eine neue Kette machen lassen; denn ganz ohne Kette kann er sich doch nicht behelfen. Den Beweiß mag der lange Hans führen. Um der Schwachen willen sehe ich mich genöthigt, in einer andern Rüksicht noch ein paar Worte über diesen kleinen Roman zu sagen. Es giebt hier zu Lande Menschen, die überall in einem Salzkörnchen Laune das Gift der Satyre suchen. Ich kann oft mit Rosegarten ausrufen:

Warum fletscht ihr eure Zähne Kläffer?
Warum grinzt ihr mir so schadenfroh?
Warum dreht ihr Worte, deutelt Bilder?
Izt aus Mutterleibe, izt aus Bosheit dumm!

Der

Der Held dieses Romans ist in dem Lande gebohren, welches ich bewohne. Um daher allen Mißdeutungen vorzubeugen, erkläre ich hierdurch feyerlich, daß durchaus kein Original zu meinen Bildern gesessen hat. Ich hätte statt Ehstland eben so gut jedes andere Land nennen können, wenn es sich nur sonst in meinen Plan gefügt hätte. Da es in Ehstland zehn brave aufgeklärte Männer gegen Einen der es nicht ist giebt, wer ist inniger davon überzeugt als ich?

Eine noch weit höhere Meinung hege ich von den meisten Ehstländischen Damen. In der ganzen Welt sind die Weiber das schöne Geschlecht, aber nicht überall, so wie hier,

auch das bessere Geschlecht. Unschuld ist ihr Kranz, und Herzensgüte ihre Aussteuer. Dies Zeugniß, aus der Fülle meines Herzens ertheilt, muß mich vor allem Kläffen, Drehen und Deuteln schüzen.

A. v. Kotzebue.

Geschrieben zu Reval
im December 1792.

Der

Der
unterirrdische Gang.

Eine Ehstländische Volks-Sage

aus

Chroniken und mündlichen Traditionen gesammelt.
Zuerst in plattdeutscher Sprache ans Licht gestellt,
im Jahr 1603, durch Martin Liebetraut, Küster
an der St. Olai Kirche zu Reval; nun aber treulich
ins Hochdeutsche übertragen, von Simon
Schlaukopf, Raths-Kopisten zu
Wesenberg.

Ein nöthiger Vorbericht,

woraus zu ersehen, wie Simon Schlaukopf auf
den Gedanken gerathen, diese wahrhafte Historia
aus den plattdeutschen Trümmern hervor zu hohlen,
und neu ausstaffirt dem Leser damit ein Geschenk
zu machen.

Im Jahr 1788, als eben der rußische Adler den halben Mond der Muselmänner mit mächtiger Klaue gepakt hatte, mischte der schwedische Löwe sich ungebeten in den Zwist. Die blau und gelbe Flagge erschien plözlich in der Ostsee, die Bewohner der Meeres-Ufer zitterten, und die Söhne des Vaterlandes griffen zu den Waffen. Reval am baltischen Meere gelegen, ist eine wohlbefestigte Stadt; Wälle und Gräben vertheidigen sie von aussen, Muth und Vorsicht von innen, auch wohnet daselbst ein mächtiger Schuzgott: die Liebe zu der grösten Monarchin!

Eine Viertelmeile von der Stadt erblikt dein Auge die Ruinen eines alten Brigitten-Klosters. Daselbst ist noch bis auf den heutigen Tag ein unterirrdischer Gang zu schauen, in welchen verfallene Stufen hinabführen. Simon Schlaukopf ist am 12ten August obbemeldeten Jahres selbst hinunter gestiegen und hat den Gang verschüttet gefunden. Aber die Sage der Vorzeit behauptet, unsere Ur-Ur-Eltervâter seyen

gemäch-

gemächlich durch diesen Gang unter dem Laksberge weg, nach Reval spaziert. Es war vielleicht möglich, den Schutt wegzuräumen, und auf diese Weise die getreuen Russen durch einen unwillkommenen schwedischen Besuch zu überraschen. Daher wurde befohlen dem Dinge nachzuspüren, man zog hinaus mit Hacken und Schaufeln, mit Bohrern und Brechstangen, aber die Arbeit gieng nicht von statten, blieb liegen und liegt bis auf den heutigen Tag. Die Rede geht, es habe die Arbeiter genekt, sey ihnen zuweilen mit eiskalter Hand über das Gesicht gefahren, oder habe sie giftig angehaucht, und ihnen die Lichter ausgeblasen. Kurz, das Unternehmen gerieth ins Stecken, und weil man vermuthen durfte, die Schweden würden sich mit den Geistern nicht besser vertragen als die Russen; so überließ man sorglos die Trümmern des Brigitten Klosters, sammt dem unterirrdischen Gange, ihrem Schiksal.

Auch hatte es mit den Schweden keine Gefahr, sie wurden vor Reval geschlagen, und nur Gefan-

 gene

gene bestiegen unsere Küste. Aber das Glük, Rußlands Buhlerin, könnte ihm einst den Rüken kehren; obgleich die Weisheit, Rußlands Gattin, ihm nie untreu werden wird. Aus dieser Ursache hat Simon Schlaukopf sich entschlossen, dem Staate zur Wohlfahrt, rüstigen Jünglingen zum Vorbild, holden Jungfrauen zum Tugendspiegel, und aller Welt zu Nuz und Frommen, die wahrhafte Historia von dem Vesten und Mannhaften Ritter Woldemar von Uexküll, und der Ehr- und Tugendbelobten Jungfrau Gertrude von Scharenberg, wiederum an's Tageslicht zu fördern, woraus männiglich kund werden wird: wie der unterirrdische Gang des Brigitten-Klosters, Marienthal genannt, entstanden; warum er verschüttet worden; und wie derselbe leichtlich ohne alle Mühe und Kosten wieder hergestellt werden könne. Die Geschichte ist schauerlich und schnurrig, weinerlich und kurrig; gebt acht, sie wird euch keine Langeweile machen.

Erstes Kapitel.

Wie Ritter und Pfaffen hinauszogen, und nicht wußten was sie denken sollten.

Ein König der Dänen, Nahmens Woldemar, war einst auf der Jagd. Ein Reh hüpfte vor ihm her auf dem Gipfel des Laksberges. Seine Hunde verfolgten es, und siehe, das Reh that einen Fall den Berg hinunter. Ganz natürlich baute der König eine Stadt am Fusse des Berges, und nannte sie Rehfall. So sprechen die Chroniken. Gottlose Zweif-

ler

ler lächeln, und meynen: in einem Lande, wo es keine Rehe giebt, könne man auch keine jagen; überdieß sey es lächerlich eine Stadt zu bauen, weil ein Reh vom Berge fällt: ich Simon Schlaukopf aber sage euch: die Stadt Rehfall oder Reval existirt würklich, und folglich ist sie gebaut worden. Ländlich, sittlich. In England fiel ein Strumpfband, in Ehstland ein Reh; dort schuf man einen Orden, und hier eine Stadt.

Könige haben zuweilen Grillen. König Woldemar hatte die Grille eine Stadt zu bauen, und er baute sie, und sie steht noch bis auf den heutigen Tag. Im Jahr 1460. regierte daselbst ein Heermeister, Johann von Mengden genannt Osthoff; ein ehrlicher alter Mann, der gern ein gutes Glas Wein trank und das Zipperlein hatte, denn Wein und Zipperlein sind Geschwisterkinder.

Zuweilen ritt er spazieren auf einem Rappen, am Gestade des baltischen Meeres hinunter; und da führte ihn sein Weg zu einem Nonnenkloster, der heiligen Brigitte geweiht. Man nannte es Marienthal, es lag kaum eine Viertelmeile von der Stadt, und die Ruinen des Klosters werden noch heutzutage von Eulen und Uhu's bewohnt.

„Habt ihr gehört," frug ihn einstmals der Landmarschall Gotthard von Plettenberg, als sie sich eben den Klostern-Mauern näherten, und des Heermeisters Rappe plözlich scheu ward: „Habt ihr gehört von der seltsamen Mähr des unterirrdischen Ganges? und wie es hier um das Kloster irre geht?"

„Nein," versezte Johann von Mengden, aber ich mag dergleichen wohl hören, bei einem vollen Humpen. Ihr sollt mir das auf den Abend erzählen."

„Das kann mit wenig Worten jezt gleich geschehen," sprach Gotthard von Plettenberg, „denn seht wir stehen gerade vor dem unterirrdischen Gange. Diese Stufen führen hinab in eine Gruft, oder Keller, oder Verließ; seit fünfzig Jahren ist keines Menschen Fuß weiter, als bis auf die lezte Stufe getreten, denn auf der lezte Stufe bläßt es euch die Kerze aus, und ohne Kerze brecht ihr den Hals."

Der Revalsche Burgermeister Jost von Borsten,

der eben mit zugegen war, schlug ein Kreuz auf seiner Brust, und bestätigte die alte Sage.

„Zuweilen," fuhr Gotthard von Plettenberg fort, „ertönt auch des Nachts eine unterirrdische holde Musica aus diesem Grabe herauf. Die frommen Schwestern im Kloster hören es oft. Es klingt wie Engelstimmen und Glöklein von Glas; doch vernimmt man nicht die Worte des Gesanges. Uebrigens treiben die Geister hier ein sanftes stilles Wesen, sie neken nicht und kneipen nicht, sie zupfen nicht und hauchen nicht; sondern singen lieblich und blasen die Kerzen aus."

„Laßt mir die ehrwürdige Frau Aebtissin herabkommen!" sprach der Heermeister, indem er sich von seinem Rappen schwang, und die grossen Handschuh in's Wehrgehänge stekte. Da erschien Elisabeth von Luggenhusen, die Aebtissin, jungfräulich verschleyert, und verneigte sich züchtig vor den Rittern, und ließ ihnen credenzen einen silbernen Becher voll süsses Weines aus Hispanien. Das gefiel dem alten Heermeister wohl, er lagerte sich ins Grüne, und frug die heilige Frau: ob dem also sei, wie Gotthard von Plettenberg ihm kund gethan? Elisabeth von Luggenhusen bejahte die Frage, und sezte noch allerlei hinzu, was sie und die frommen Schwestern gesehn und nicht gesehn, gehört und nicht gehört hatten.

„So soll mir Gott helfen und Sanct Veit!“ sprang Johann von Mengden: „ich will selbst ein Probestük versuchen, und hinabsteigen in den unterirrdischen Gang. Man reiche mir eine brennende geweihte Kerze.“

Der Burgemeister Jost von Vorsten kreuzigte sich herüber und hinüber, ihm krabelte ein kalter Schauer von dem Rükgrad bis zur Ferse, denn er pflegte nie in einen Keller hinabzusteigen, ausser in den Rathskeller, wo es nimmer spükte. Daher warnte er den Heermeister pflichtschuldigst, und sandte ein Stoßgebet an alle gute Geister. Auch die Aebtißin bat den Alten, nicht muthwillig zu freveln, sintemal die Geister in jenen Zeiten nicht mit sich spassen liessen, wie heutiges Tages. Aber das war alles in den Wind geredet, der über die Ostsee pfiff. Die geweihte Kerze wurde gebracht und angezündet, der dike Heermeister sprach ein Ave Maria, empfahl sich seinem Schuzpatron, dem Sanct Veit, und kletterte wohlgemuth hinab.

Noch hörte man seinen schwerstampfenden Fußtritt auf den Stufen, noch hörte man das fette Keuchen seines Spekhalses, noch sah man den Schimmer der brennenden Kerze; aber plözlich war alles still, und kein Fakelschein flimmerte mehr an den nassen Felsenwänden. Die Horcher oben lauschten. Gotthard

von Plettenberg stand auf der obersten Stufe, Jost von Borsten ein paar Schritte weiter zurük, die Aebtißin hinter ihm ließ ihren Rosenkranz durch die Finger laufen.

Horch! horch! — Alles stille! —

„He da! Johann von Mengden! wie stehts mit euch?“ so donnerte Plettenbergs Stimme hinunter. — So wenig Antwort als aus einem Grabe.

Den Lauschern wird bange — sie recken die Ohren — sie heben die Fußspizen leise — sie pressen den Athem zurük — umsonst! kein Laut tönt herauf, die Höhle gähnt sie an, und unten schlummert alles.

„Heilige Brigitte! was soll das werden! laßt uns Messe lesen! hohlt Pfaffen herbei, daß sie Geister bannen.“

Frau Elisabeth von Luggenhusen eilt zurük in das Kloster, und läutet ein Glöklein zur Kirche. Die frommen Schwestern stürzen herbei, fallen nieder auf ihre weissen Knie, und beten und kasteien sich zu Gunsten des alten Heermeisters.

Jost von Borsten schwingt sich flugs auf seinen Schimmel, und trabt zurük nach der Stadt, die grauenvolle Mähr zu verkünden seiner Hausfrau, seinen Kindern und Gesinde.

Nur Gotthard von Plettenberg, ein biederer Ritter voll Manneskraft, steht finster in sich gekehrt, lehnt sich an die Felsenwand, und schaut unbeweglich hinab in das Dunkel. Zwo Stunden

waren verflossen. Endlich deucht ihm, er höre ein Rascheln und Seufzen auf der Treppe. „Johann von Mengden!“ ruft er hinab: „lebt ihr? oder seid ihr tod?“

„Ich lebe!“ keucht ihm der Heermeister entgegen, und stolpert die Stufen herauf.

„Gott sei Dank! und der heiligen Brigitte; wir waren in grosser Angst um Euretwillen. Wo seid ihr gewesen? was habt ihr gehört und gesehn?“

Da hub Johann von Mengden an zu erzählen, wie er mit der geweihten Kerze die schlüpfrige Treppe hinabgeglitten, wie ihm das Herz ein wenig gepocht, und ein leiser Schauer ihm über den Rüken gelaufen, er sich aber ermannt, weil die Kerze immer lustig gebrennt und geflakert; wie er endlich auf der untersten Stufe gestanden, und in einen endlosen Gang hinabgeschaut, zweifelhaft, ob unter dem Schuz der heiligen Brigitte vorwärts oder rükwärts schreiten solle. Plözlich umgab ihn ein lauwarmer Hauch, wie ein Lüftlein, das über ein Blumenbeet fährt, linde und wohlgeruchduftend, aber doch etstikte davon augenbliklich das Flämmlein der geweyhten Kerze, und die Sinne des Heermeisters wurden so eingeschleyert, daß er gleich einem Todten niedersank auf die Stufen, und im bewustlosen Schlummer mehrerere Stunden da lag.

Endlich erwachte er, und es kam ihm vor, als

sei er von einer warmen Hand sanft berührt worden. Er wußte nicht, wie ihm geschehen, er wußte nicht, wo er war. Er blikte um sich und sah nichts. Er tappte um sich, und fühlte kalten Stein. Doch da ihm von oben herab ein wenig Tageslicht entgegen schimmerte, so rafte er sich zusammen, und kroch mühsam die Treppe hinauf. Da stand er nun gesund und wohlbehalten, und fühlte nur ein wenig Drüken im Kopfe, wie nach einem ausgeschlafenen Rausche.

„Profit Herr Bruder!“ sprach er zu dem Landmarschall: „wollt ihr nicht auch die Probe wagen, ob der Versuch euch besser glüken möchte?“

Aber Gotthard von Plettenberg bedankte sich schönstens. Denn obgleich in den damaligen Zeiten ein Ritter sich vor Fleisch und Bein nicht fürchten durfte, so lange er mit dem Schwerdt drein haken konnte; so ward doch in Ansehung der Geister eine billige Ausnahme gestattet, und ein Ritter durfte, unbeschadet seiner Ehre und Tapferkeit, in der Mitternachtsstunde zittern wie ein altes Weib. Heutzutage ist es umgekehrt, man darf sich vor allem fürchten, nur nicht vor Gespenstern.

„Bei meinem Schwerdt!“ sprach Johann von Mengden, als sie auf dem Heimwege begriffen waren: „ich muß das wie und warum ergründen; ich muß wissen aus wessen Munde der sanfte Hauch hervorgieng, der so lieblich duftete, wie Gewürz

aus dem Morgenlande, und doch die Kraft hatte, das Flämmlein der geweihten Kerze zu erstiken, auch meinen Kopf zu benebeln, als sei ich trunken.“

Straks ließ er zu sich entbieten Heinrich von Uexküll, den Bischoff von Revall, und Johann Greves, den Abt zu Padis. Die saßen um einen runden Tisch, und schlürften Firnewein aus silbernen Bechern mit dem Wappen des Heermeisters geziert, und falteten ihre fleischichten Hände andächtig über den Schmeerbäuchen, und schüttelten die diken Köpfe ob der schauervollen Erzählung ihres gastfreyen Wirthes.

Nachdem sie nun alles wohl erwogen, die Stirn gefaltet, die Nase gespizt, den Mund weit aufgesperrt, die Augenbraunen zusammengezogen, so waren sie einmüthiglich der Meinung: daß sie nicht wüßten, was sie davon denken sollten. Mit diesem Bescheid wakelte ein Jeder nach Haus, und legte sich auf das Ohr.

Aber der Heermeister konnte nicht schlafen, denn er hätte gar zu gern gewußt, was er davon denken sollte. Drum ließ er am andern Morgen Sendschreiben ergehen, an Sylvester Stobwasser, den Erzbischoff zu Riga, Doktor Henricus Nettelhorst, Domherr, und Hans von Rosen und Jürgen Orges, Männer der heiligen Kirche zu Riga; des Inhalts: „daß eine hochwichtige Begebenheit ihn antreibe, seine Zu-

flucht zu ihrer Weisheit und Frömmigkeit zu nehmen; es ergehe daher sein dienstfreundliches Ersuchen dahin, sich ungesäumt und fördersamst auf den Weg zu machen, und am Tage Sancti Aegidii in der Hofburg zu Reval einzutreffen, um in gebührender Eintracht und christlicher Demuth das schwere Geschäft zu vollbringen."

Sie erschienen auch alle auf die angesezte Tagefarth, denn sie wußten, daß Johann von Mengden trefflichen Wein in seinem Keller berge, und seine Gäste nicht sparsam bewirthe. Der Erzbischof zu Reval und der Abt zu Padis wurden gleichfalls eingeladen, an den Verhandlungen Theil zu nehmen, und ermangelten nicht, zu rechter Zeit und Stunde, sich in der Hofburg einzustellen. Sie fanden ein zugerichtetes Mahl, ein Hennep-Mooß mit Safran, Peperkörn und Honig darinn, Stokfisch mit Juchending und Bleyer in Olie gebraten, fetten Brachsen aus dem See Peipus, köstlich geschmorte Bärenfüsse, einen gebratenen Seehund, und zum Beschluß einen steifen Offenbrey in welchem der Löffel stand. Dabei gieng der volle Humpen fleißig in die Runde, auf daß die heilige Kirche gedeihen, und der teutsche Orden blühen möge!

Als nun die geistlichen Mägen mit Speis' und Trank wohl gefüllt waren, und unter dem Gewande der Demuth sich strozend aufblähten, da sprach Jo-

hann von Mengden, der Heermeister: „Ehrwürdige fromme Herren! so und so ist es mir ergangen. Was soll man thun, um die Geister zu erlösen, welche in dem unterirrdischen Gange wandeln und hauchen?“

„Man muß,“ entgegnete Sylvester Stobwasser, „sie austreiben durch die Macht, welche den Bischöffen von oben gegeben ward.“

„Man muß,“ vermeynte Doctor Nettelhorst, „einen Büschel in geweihtes Wasser tauchen, damit zu besprengen die Stufen und den dunkeln Gang.“

„Man muß,“ sprach Jürgen Orges, das Kästlein mit der egyptischen Finsternis hinabtragen, welches als Reliquie in dem Kloster der heiligen Brigitte verwahrt wird.“

„Man muß,“ erwiederte Hans von Rosen, „sie ihr Wesen treiben lassen nach Gefallen, so lange sie nichts thun, als wandeln und hauchen und musiciren.“ Dieser Meinung war auch Heinrich von Uexküll, der Erzbischoff zu Reval; aber der Abt zu Padis hielt es mit der egyptischen Finsternis.

Endlich rükte der alre Heermeister mit dem Vorschlage heraus, straks hinabzureiten an den Strand, und die Waffen der Kirche gegen die Bewohner des unterirrdischen Ganges zu versuchen. Die Geister des Weines hatten den frommen Herren Muth eingeflößt, allenfalls mit den Geistern der Hölle anzubinden. Sie taumelten von ihren Sesseln, sie wälzten sich auf den

re Gäule, wobei Doctor Nettelhorst das Unglük hatte, auf der andern Seite wieder herabzufallen; sie trabten am Ufer des baltischen Meeres hinab, und langten binnen einer halben Stunden glüklich im Klosterzwinger an.

Dreymal drey geweihte Kerzen wurden herbeigebracht; der Erzbischoff Sylvester tauchte, zwischen den Zähnen murmelnd, den Büschel in ein grosses Becken voll Weihwasser, und besprüzte damit reichlich alle Anwesende.

So gerüstet und gewappnet näherte man sich still und behutsam dem Eingang der Höhle. Hier entstand die küzliche Frage: wer zuerst hinabsteigen solle? Die Einheimischen wollten die Fremden dieses Vorzugs nicht berauben. Jürgen Orges und Hans von Rosen, zogen sich zurük, als blosse Männer der heiligen Kirche, aus Ehrerbietung für ihren Bischoff. Sylvester Stobwasser verbeugte sich gegen den hochgelahrten Doctor Henricus Nettelhorst, und dieser verneigte sich gegen jenen. Der Heermeister wurde ungeduldig, und schob mit starker Faust den Erzbischoff von Riga die Treppe hinab.

Ihm folgten die übrigen mit pochenden Herzen und schlotternden Knien. Ein jeder trug in seiner Hand eine geweihte Kerze, am Knöchel des Armes einen Rosenkranz, und auf dem Gewande die Spu-

ren der Weihwassertropfen. Johann Greves, Abt zu Padis, war der lezte, und da er auf der Kirchenmast sehr fett worden war, so daß die kurzstämmigen Beine den weitbauchigen Leichnam kaum zu tragen vermochten, auch die schmale Treppe immer feucht und glitschrig war; so begab es sich, daß er bereits auf der zweiten Stufe ausglitschte, und mit seiner ganzen Last auf Heinrich von Uexküll fiel; beiden fielen auf Jürgen Orges; alle drei auf Hans von Rosen; alle vier auf Doctor Nettelhorst; alle fünf auf Sylvester Stobwasser. Die ganze Lavine rollte holtertepolter die Treppe hinab, plumpte nieder wie ein Sack, und blieb leblos liegen. Die geweihte Kerzen verlöschten, die egyptische Finsterniß hüllte die ganze Gruppe in ihren schwarzen Mantel.

Der Heermeister stand oben und horchte. „All ihr Heiligen! welch ein Gepolter!“ — und nun plözlich Grabesstille. Zwo Stunden lauerte Johann von Mengden, rief vergebens einen Jeden bei seinem Nahmen, und harrte vergebens auf Antwort. Ein dumpfes Echo gab seine Stimme zurück. Nur die gescheuchten Fledermäuse rührten sich und raschelten in der Tiefe des unterirrdischen Ganges; ein Uhu krächzte dazwischen.

Ihm ward wunderlich und flau zu Muthe. Er

beschloß selbst noch einmal hinabzusteigen, um zu sehen, wo seine Gäste geblieben wären. Doch vorher wollte er seine Lebensgeister durch einen Labetrunk erquicken, und rief dem Buben, der seinen Gaul hielt, ihm einen Becher Weiu zu bringen. Das Wörtlein Wein scholl kräftig hinab in das Ohr der Bischöffe, der Knauel entwikelte sich, die Bäuche sonderten sich von einander, die ehrwürdigen Herren krochen hervor, die Stirn mit Angstschweiß beperlt, und gestanden einmüthig: daß sie nicht wüßten, was sie davon denken sollten.

So lief der zweite Versuch ab, in nähere Bekanntschaft mit den Geistern des unterirrdischen Ganges zu gerathen, und es wagte es fürterhin keiner, die bezauberte Wohnung zu betreten.

Zweites Kapitel.

Wie die Verliebten vor alten Zeiten sich geberdeten, und die Hunde wachsam waren.

Um diese Zeit begab es sich, was sich leider gar öfters in der Welt zu begeben pflegt, daß ein wilder Junge und ein sanftes Mädchen einander zu tief in die Augen sahen. Seine Wildheit schmolz in Lie-

be, ihre Sanftmuth loderte auf in Liebe; sein schwarzes Auge wurde schmachtend, ihr blaues Auge wurde feurig; seine Wangen waren bald blaß bald roth, die ihrige bald roth bald blaß; Woldemar von Uexküll hieß er, Gertrude von Scharenberg hieß sie; beide schienen wenig bekümmert um ihre Nahmen, am wenigsten Gertrude, welche den ihrigen gern vertauscht hätte.

Sie sahen sich zum Erstenmal am Thomasabend auf der grossen Gildestube zu Reval, woselbst seit undenklichen Zeiten an diesem Abend geschmaußt wird, und so ist es auch geblieben bis auf den heutigen Tag, denn alte Sitten und Gewohnheiten halten fest wie Theerflecken, und es war leichter, die Reformation in Ehstland einzuführen, als den Schmauß am Thomasabend abzuschaffen.

Damals wurden noch züchtige Frauen und Jungfrauen zu diesem Feste eingeladen. Sie erschienen mit güldenen Ketten verziert, in spizigen Schnabelschuhen, die Köpfe in hohen Kragen stekend, wie Rosen im Gebüsche. Sie drehten sich im raschen Ringeltanze, und schufen leichte Staubwolken, da wo heut zu tage gelehrte und ungelehrte Perücken in Dampfwolken schmoren.

Woldemar, der Jüngling, trug ein gelbes Wamms, hellblau aufgeschnitten, und ein Baret

mit einem blauen Federbusch. Das Wamms war ihm wie an den Leib gegossen, schwarze Loken schaukelten sich auf der hohen Stirn und auf der vollen braunen Wange. Zwischen den Loken glupte ein schwarzes Auge hervor, und in dem Auge saß froher Muthwille. Gertrude, das Mädgen, trug ein Veilgenfarbnes Kleid, eine güldene Kette schmiegte sich um den schlanken Leib, und sank herab in den jungfräulichen Schoos. Den vollen Busen trug sie nach damaliger Sitte unbedekt; doch schien das blonde Haar sich ihrer Mädgenhaftigkeit zu erbarmen, und wälzte sich in hundert Locken drüber hin, die durch das Auf- und Niederwallen in jedem Augenblike verschoben wurden. Ihr Auge war an Farbe einer Kornblume zu vergleichen, und an Ausdruk der Seelengüte mit nichts zu vergleichen. Es soll einem ganz wunderlich und heimlich zu Muthe geworden seyn, wenn man vermessen hineinschaute, und Simon Schlaukopf ist froh, daß er es nur vom Hörensagen hat; denn ihm sind auch ein Paar solcher Augen bekannt, von welchen man wohl bitten und beten mag: führe uns nicht in Versuchung!

Alle jene Reize wurden tausenfältig erhöht, durch den Zauberreiz der Bescheidenheit und Sanftmuth, ohne welchen Venus selbst nicht Göttin der Schönheit und Liebe seyn würde. Sie schlug die Augen nieder, als sei es ein Verbrechen so schön zu seyn, und

schlug sie wieder auf, als bitte sie um Verzeihung wegen dieses Verbrechens.

Woldemar stand eben an der Thür als sie hereintrat, mit Gerdt von Wellingrade, dem Komthur zu Reval ihrem Oheim und Vormund, denn Gertrude war ein Waise. Er sah sie an, sie sah ihn an, beide lächelten, als hätten sie sich schon öfter gesehen. Ihre Herzen erriethen sich. Woldemar wurde blaß, und Gertrude roth. Sie entfernte sich von der Thür, und er blieb auch nicht an der Thür stehen. Wenn er die Augen aufhub, so schlug sie die ihrigen nieder, und wenn sie die Augen aufhub, so betrachtete er seine Schuhbänder. Wenn er sprach, so zupfte sie an ihrer güldenen Kette, und wenn sie sprach, so zupfte er an seinem Wehrgehänge. Wenn er frug, so antwortete sie nicht, und wenn sie antwortete, so hörte er nicht. Wenn er durch den Saal gieng, so sah sie ihm überall nach, und wenn er plözlich umkehrte, so zählte sie die Fensterscheiben. Wenn sie mit einem andern Jüngling tanzte, so war ihm der Saal zu enge; und wenn er mit einer andern Dirne sprach, so war ihr der Sessel zu hart. Er erzählte ihr ganz heimlich, es sei schönes Wetter, sie sagte ja; es war aber im December-Monat, und es schneyte gewaltig. Sie tanzten auch einmal miteinander, und als er sie um den schlanken Leib faßte, da vergieng ihm der Athem; und als ihre Hand die seinige berührte, da

zitterte er, und sie zitterte auch. Er frug, wie sie sich befinde? sie sagte: recht wohl. Es war aber nicht wahr, denn sie wurde schwindlicht, und muste sich niedersezen.

Er sezte sich neben sie und nahm ihre Hand, da gieng alles mit ihr um und um. Er wurde kühn. „Darf ich reden wie mirs ums Herz ist?“ flüsterte er. Ihre Wange färbte sich hochroth. „Redet,“ lispelte sie.

„Ich habe euch recht lieb.“

Da tanzten und hüpften die Locken auf ihrem Schwanenbusen.

„Ich habe euch wahrhaftig recht lieb!“

Da sah sie ihm hold in's Antliz, und zum Erstenmale ruhte Auge in Auge. Er wagte es, die zarten Finger zu drüken, sie zog die Hand nicht weg.

„Willst du mein Weib seyn?“ flüsterte er.

„Ich will,“ lispelte sie — und so war der ganze Roman zu Ende.

Solche Dinge machen sich geschwind, und ist dabei von Seiten der Hauptpersonen wenig zu erinnern, aber immer mischen sich Neben-Personen zur Ungebühr in's Spiel.

Ritter Jürgen von Uexküll, Woldemars Vater, und Comthur Gerdt von Wellingrade, Gertrudens Oheim und Vormund, waren seit langen Jahren

Todt-

Todtfeinde. Ritter Jürgen hatte den Comthur an seiner Ehre angetastet, denn er hatte einst bei einem Trinkgelag behauptet, er habe bessere Bärenhunde als Jener. Da nun seit undenklichen Zeiten das Geschlecht der Wellingrade mit dem Geschlecht der Bärenhunde auf das genaueste befreundet war; da des Comthurs Vorfahren jederzeit die stärksten Paker hatten aufweisen können, und er selbst keine Hunde brüderlich liebte; so hatte auch bis auf diesen merkwürdigen Tag, noch kein Versuch, die beiden alten Nimrods auszusöhnen, Wurzel geschlagen. Wenn sie sich begegneten, oder bei einem Gastmahl zusammentrafen, so schielten sie trozig unter den borstigen Augenbraunen hervor, und Jeder wünschte den andern in einen Bären verwandelt zu sehen, um seine Paker auf ihn zu hezen.

Diese widerhaarige Sinnesart der Alten machte den Jungen viele Sorge und Unlust. Doch König Amor, der einzige König, gegen den noch kein Volk in der Welt sich empört hat, und unter dessen Herrschaft selbst Bären und Bärenpaker stehen, flößte dem Jünglinge Muth, dem Mägden Kühnheit, beiden Vertrauen ein.

„Ich will mit meinem Vater reden."

„Und ich mit meinem Oheim." Darauf gaben sich beide das Wort.

„Ich meyne es ehrlich,“ sprach Woldemar, „so war mir Gott helfe!“

„Ich auch,“ sagte Gertrude. Sie schwur nicht, aber in ihrem Auge stand die Wahrheit rein, wie eine Felsenquelle. Beide glaubten und vertrauten einander festiglich, obgleich die ganze Scene am Abend des ungläubigen Thomas gespielt wurde. Ein Händedruk, dann schieden sie, denn ihr freundlich Zischeln begann Aufsehn zu erregen. Wer in Reval wohnt, kann noch die Stelle betrachten, wo Woldemar neben Gertruden saß. Es war in der grossen Gildestube, oben bei dem ersten Pfeiler, um welchen die alte Mönchsschrift sich ringelt.

„Trude! Trude!“ sprach der alte Gerdt auf dem Heimwege: „das Gezischel und Geflüster mit dem jungen Buben Woldemar von Uexküll hat mir fast mißfallen, und will sich nicht geziemen.“ Gertrude trippelte schweigend neben ihm her. Ihr Gewissen lagerte sich auf ihrer Wange. Doch es war finster, und ein böses Gewissen unterscheidet sich darinn von andern Gespenstern, daß es nur bei Tage sichtbar ist. Sie eilte in ihr Kämmerlein, und weil sie ein wenig auf Träume hielt, so hofte sie, ihre Schuzpatronin die heilige Ursula, werde ihr im Traume Unterricht ertheilen, wie sie sich zu verhalten habe. Sie träumte auch wirklich, Woldemar habe seinen nervigten Arm um ihren weissen Naken geschlungen, und auf

ihren warmen Mund einen noch wärmeren Kuß gedrükt; ob aber die heilige Ursula, oder die heilige Magdalena ihr dieses holde Traumbild sandte, läßt Simon Schlaukopf weislich unentschieden.

Als sie nun am andern Morgen beim Feuer saß, und ein Eyersüpplein mit Bier und Honig für ihren Oheim kochte, da begann der Alte von neuem zu sticheln auf ihre Liebelei mit dem jungen Uexküll, und meinte, ehrbaren Jungfern gebühre strenge Sittsamkeit.

Gertrude faßte sich ein Herz. „Wie aber,“ sprach sie, „lieber Oheim,“ indem sie zitternd Honig in das Süpplein rührte, „wenn Woldemar es treu und ehrlich meint, und mich heimführen will als sein eheliches Gemahl? Ich bin nur eine arme Waise und euch zur Last; so wäre es ja wohl gethan den biedern Sohn des alten reichen Uexküll zu ehelichen.“

Gerdt von Wellingrade blieb plözlich vor ihr stehn, und faßte sie scharf ins Auge. „Trude! ist das schon unter euch verabredet?“

Gertrude. (mit bebender Stimme.) Ich weiß es nicht. — Ach ja!

Der Oheim (hastig.) So schlag dir's kurz und und gut aus dem Sinne! denn ehe ich meiner Schwester Tochter zu dem Sohne meines Todfeindes in die Hochzeitkammer führe; ehe sollen alle meine Bären

hunde krepiren, und mein bestes Roß von Wölfen zerrissen werden.

Mit diesen Worten gieng er in den Hof, und fütterte die Hunde. Gertrude ließ ein Thränchen in die Suppe fallen, und stieß ein zitternd an den Napf, daß er umfiel in's Feuer. Die Flamme prasselte, Gertrude saß dabei und weinte.

Dem guten Woldemar gieng es nicht um ein Haar besser. „Vater!“ sprach er zum alten Ritter Jürgen, „ich will ein Weib nehmen.“

„Thu das mein Sohn, ich sehe es gerne.“

„Gertrude von Scharenberg behagt mir wohl.“

„Mir auch.“

„So will ich um sie freyen.“

„Sie kann dein Weib nicht werden.“

„Warum nicht?“

„Hast du vergessen den alten Groll zwischen mir und dem Comthur?“

„Um eurer Hunde willen?“

„Richtig.“

„Aber hier ist von euren Kindern die Rede.“

„Ich hatte eher Hunde als Kinder.“

„Sagt das nicht Vater, es klingt nicht gut.“

„Ich hatte eher Hunde als Kinder.“

„Pfuy Vater! das klingt häßlich.“

„Bube! wahre deine Zunge.“

„Gebt mir Gertruden zum Weibe, oder ich springe vom Laksberge in die See.“

„Thu das mein Sohn, so fährst du zum Teufel.“

„Hunde findet ihr überall, aber keinen Sohn.“

„Du lügst. Ein Hund wie mein Hollerboll wird nicht mehr gebohren.“

„Eine Dirne wie Gertrude giebt es nimmer auf der Welt.“

„Possen! sie sehen alle glatt aus, haben alle blaue Augen, und gelbes Haar.“

„Vater, ich bitte euch!“

„Sohn! ich rathe dir Gutes. Laß mir die Dirne zufrieden! denn sieh, ich schwöre dir bei Sanct Jürgen! ehe und bevor nicht Gerdt von Wellingrade in Gegenwart des Heermeisters und dreier vollbürtiger Zeugen auf sein Ritterwort betheuert, daß mein Hollerboll ein stärkerer Paker ist, als sein Tolpatsch, auf den er sich so viel zu gute thut; ehe soll Gertrude von Scharenberg meine Schnur nicht werden.“

Er sprachs, und schwang sich auf den braunen Hengst, welchen das Fell eines Bären zierte, den Hollerboll einst pakte und ganz allein fest gehalten hatte.

Böser Rirter Jürgen! abscheulicher Tolpatsch! grausamer Comthur! verdammter Hollerboll! was soll aus meinen armen jungen Leuten werden? Hoffnungslose Liebe — Verzweiflung — Tod! Drei

Stufen, welche man im zwanzigsten Jahre behend' erklettert. Woldemar stürzte sich zwar nicht gleich vom Laksberge in die See; aber er riß sein Schwerdt von der Wand, und — puzte es blank, um einen Ritterzug gegen die Moscowiter zu unternehmen, und der guten Stadt Reval auf immer den Rüken zu kehren. Gertrude wollte ihre Jugend-Reize in ein Kloster begraben, und in jedem Heiligen ihren Woldemar anbeten. Beide hätten sich diese verzweifelten Entschlüsse gern mitgetheilt, aber wie? und wo? — Woldemar konnte reiten, fechten, turniren und auch schon ein wenig saufen, aber nicht schreiben. Gertrude konnte weben, spinnen, kochen, baken, braten, aber nicht schreiben. Seinen Nahmen konnte Woldemar zur Noth krizeln, Gertrude machte statt der Unterschrift ein †. Man schrieb damals überhaupt nicht viel, und man that wohl daran.

Also mit dem Schreiben war es nichts, und mit Sprechen hielt es schwer. Der alte Comthur wohnte auf dem Dohm, am sogenannten Glint, (eine steile Felsenwand) auf dem Plaze, wo jezt das Stackelbergsche Haus steht. Eine hohe Mauer zog sich um sein Schloß, auf den Ecken mit Thürmgen versehen; doch giengen Gertrudens Fenster hinaus in das Freie, vor ihr verbreitete sich das Meer mit seinen kleinen Inseln, und der Baschkoppel, den wir heut zu tage Ziegels-Koppel nennen. Auch war der Glint da-

mals noch nicht so abschüßig, wie er nun durch Zeit und Zufall nach und nach geworden. Die Häuser standen nicht so senkrecht über dem Abgrunde; es gab vielmehr noch kleine wohlverzäunte Gartenpläze auf dem Felsen vor den Häusern, wo die alten Ritter noch im Nachtwamms sassen, ihr Märzbier tranken, und an der herrlichen Aussicht sich ergözten.

Woldemars Vater hatte ein Haus von der Familie von Schlippenbach erkauft, und wohnte unten in der Stadt, in dem sogenannten Münkenhof (Münchenhof) wider die damalige Gewohnheit, da Stadt und Dohm, Bürger und Ritter sich ewig kazbalgten, und wunderselten gute Freunde waren. Ritter Jürgen nahm aber keinen Theil daran. Er befreundete sich mit dem Burgemeister Jost von Borsten, der ein grosser Schwäzer war, und viel schöne kurzweilige Mährgen zu erzählen wußte. Das mochte Ritter Jürgen wohl leiden, er saß manchen Winterabend mit ihm zusammen bei Bierkäse und dicker Grütze, daher hatte er sich auch eine Wohnung in seiner Nachbarschaft gewählt, und duldete gelassen, daß die Ritter auf dem Dohme darob stichelten und Nasen rümpften.

Nun weiß Jedermann, der in Reval seßhaft ist, wie weit der arme Woldemar vom Münkenhof bis auf den Dohm zu steigen hatte, und war er oben, so war ihm auch nicht geholfen, denn da stand er vor

dem verriegelten Thore, beschaute das Wellingradesche Wappen das daran gemahlt war, und hörte seinen Todfeind, Tolpatsch auf dem Hofe heulen. Das einzige Mittel das ihm übrig blieb, war, aus der Stadt zu wandern, auf dem Wege nach dem Buschkoppel sich zu lagern, und hinauf zu blinzoln an Gertrudens Fensterlein. Er sah hinauf, sie sah herab; doch die begehrende Liebe wird des Blinzelns bald müde. Woldemar unternahm das kühne Wagestük, den Glint hinauf zu klettern, den vor ihm nur Füchse erklimmt, und Eulen und Habichte erflogen hatten.

Dreimal begann er das Unternehmen, dreimal schurrte er wieder zurük. Die Dornenbüsche, an welchen er sich hielt; verwundeten ihm die Hände; ein losgerissener Stein schlug ihm den Fuß blutig; beim Stolpern über einen Baumstrunk flog ihm das Barret vom Kopfe, und er fiel sich ein Loch in die Stirn. Kleinigkeiten! Die Liebe half ihm klettern, die Liebe stumpfte die Dornenspizen ab; die Liebe hielt den grossen Stein im Fallen auf, und goß Balsam in seine Kopfwunde.

Da stand er endlich, oben am Zaun des kleinen Gartenplazes, vor Gertrudens Fensterlein. Husch war der Zaun übersprungen. Aber was half ihm das? konnte er auch noch die Mauer erklimmen, die noch drei Manneslängen hoch vor ihm sich aufthürm-

te, ehe er Feinliebchens Kammerfensterlein erreichte? konnte er durch die niedrige wohlverriegelte Pforte dringen, welche den Eingang in das Haus verwahrte? Nein, aber er konnte kleine Steingen nehmen, und hinaufwerfen an Gertrudens Fenster, daß es klirrte, um ihr seine Gegenwart kund zu thun. Das konnte er, und das that er auch wirklich.

Es war Nacht. Gertrude betete eben ihren Abendsegen, und schlug dabei ihr langes seidnes Haar in Zöpfe, um es unter einer Schlafhaube einzukerkern. Klirr! klirr! klirr! gieng es am Fenster. Sie horchte — es war wieder stille. Sie meynte, es sei der Wind gewesen, und achtete nicht weiter darauf. Sie fuhr fort mit den Rosenfingern im seidnen Haar zu wühlen, und ihre Lippen bewegten sich fromm. — Klirr! klirr! klirr! gieng es am Fenster. — Horch! was ist das? — Alles wieder still. Es wird eine Eule seyn, oder eine Fledermaus, die dem Schimmer des Lämpchens nachgeflogen. Sie vollendete ihr Geschäfte, sprach das walte Gott! und wollte flugs das Lämpchen auslöschen.

Klirr! klirr! klirr! gieng es am Fenster. — Ey was ist das? Ein nächtliches Ungethüm! — Sie schlug ein Kreuz vor ihre Brust, grif mit der andern Hand nach der Lampe, hielt sie hoch empor, und starrte mit ihren grossen blauen Augen hin nach dem

Fenster, harrend was daraus werden sollte? Einen Schritt vorwärts wagte sie noch nicht.

Der verliebte Woldemar wurde ungeduldig. Er sah den Schimmer des Lämpchens hin und her wakeln, auch deuchte ihn, er sehe den Schatten einer Gestalt sich bewegen, und doch wollte noch immer kein Kopf am Fenster erscheinen. Er ergrif von neuem ein Sandsteingen, aber schon machte die Ungeduld seinen Wunf minder gewiß, das Fenster war nur klein, er warf vorbei; er ärgerte sich, er warf wieder vorbei; und je mehr er sich ärgerte, je öfter verfehlte er sein Ziel.

Endlich ergrif er eine ganze Hand voll Sand. Klirr! klirr! klirr! gieng es am Fenster.

„Heilige Jungfrau! was mag das seyn!“ Ein schauriges Frösteln überlief ihre schönen Glieder; sie trat an's Fenster, doch wagte sie nicht es zu öfnen. Da kam es ihr plözlich vor, als hörte sie vernehmlich husten — hem! hem! — sie horchte hoch auf, und unterschied deutlich — pst! pst! — Hm! dachte sie, ein Gespenst muß es doch wohl nicht seyn. Ich habe nie gehört, daß ein Gespenst hem! hem! hustet, oder pst! pst! ruft. Aber wer könnte es seyn? — da fuhr ein Blizstrahl ihr durch die Seele, und erleuchtete Woldemars Bild. „Sollte er — wäre es möglich — könnte er — ey warum nicht?“ Husch! war das Fenster offen.

Gertrude! zischelte Er. Woldemar zischelte Sie.

„Bist du es?“

„Ja ich bin es.“

„Mein Gott! wie bist du herauf gekommen?“

„Was kümmerts Dich! genug ich bin da.“

„Ohne Halsbrechen?“

„Gesund nnd frisch. Wär' ich nur schon oben bei Dir.“

„Bei mir?“

„Ja, wie mache ich das?“

„Schäme Dich Woldemar! und wenn alle Thüre offen stünden, solltest Du doch nicht zu mir kommen.“

„Warum nicht?“

„Es ziemt sich nicht.“

„Warum nicht?“

„Schäme Dich! ich bin eine ehrbare Jungfrau.“

„Ja doch! und sollst meine ehrbare Hausfrau werden.“

„Wollte Gott es wäre schon so weit mit uns. Doch nur am Hochzeitabend darf ich Dir den Eintritt in mein Kämmerlein verstatten.“

„Du könntest also das Pförtlein aufriegeln?“

„Ich könnte wohl, aber ich will nicht.“

„Liebe Gertrude!“

„Nein Woldemar, daraus wird nichts.“

„Ich bitte dich auf meinen Knieen.“ Er kniete nieder auf einen Stein.

„Aengstige mich nicht Woldemar. Laß uns fromm und bieder bleiben, so stehen wir unter dem Schuz der Engel.“

„Ja wir wollen fromm und bieder bleiben, aber thu mir nur das Pförtlein auf.“

„Ich thue dir das Pförtlein nicht auf, solltest Du gleich mit mir schmollen oder grollen.“

Nun wette ich, ihr denkt, Woldemar habe so süß und lieblich fortgebeten, daß Gertrude ihm das Pförtlein am Ende dennoch aufgethan. Aber da habt ihr den Blinden geschossen. Woldemar freute sich ob der jungfräulichen Züchtigkeit, obschon sie seinen Sinnen mißbehagte. Er drang nicht weiter in sie, und Gertrude hatte ihn lieber drum.

Sie schwazten lange, sie schwazten viel, doch immer die alte Leyer. Der Jüngling sezte sein Leben an dieses Gespräch, ein Dritter hatte keinen Deut darum verlohren. Die Rede war von ihrer Liebe, und von ihrer Liebe. Dann klagten sie und wimmerten über Jürgen und Gerdt, über Tolpatsch und Hollerboll.

Einer von diesen vieren war unglüklicherweise nicht allzufern. Dieser Eine war Tolpatsch, der bei nächtlicher Weile im Hofe herumtrabte und suchte, welchen er verschlinge. Ein Windstoß trug den Schall menschlicher Stimmen in sein Ohr, ja er hörte deutlich zweimal seinen Namen. Straks näherte er sich

dem Pförtlein, welches heraus an den Glint führte, erhub plözlich seine Stimme, und ließ ein so unverschämtes Geheul ertönen, daß alle Hunde in der Nachbarschaft erwachten, die Eulen gescheucht umherflatterten, Gertrude eilig und ängstlich das Fenster zuschlug, und Woldemar eilig und ängstlich den Glint hinunter rutschte. Als er unten war, gieng er mit Gertruden nach Hause. Gertrude blieb oben, und legte sich mit Woldemar zu Bette.

Drittes Kapitel.

Wie ein Held dieser wahrhaften Historia eines schmählichen Todes stirbt.

„Es ist bedenklich,“ sprach der Comthur des andern Tages, „mein Tolpatsch hat in der entwichenen Nacht am Pförtlein grossen Lärm getrieben. Gertrude, hast du nichts vernommen?“

„Nein,“ sagte sie, und ihre Wangen glühten; denn mit der ersten Lüge geht es wie mit dem ersten Prise Tobak, bei dieser nießt man, und bei jener wird man roth. Der alte Oheim gab nicht acht darauf, kein Argwohn kam in seine Seele; ihm war bang vor Räubern, doch nicht vor Mägden-Räubern.

„Dein Kammerfensterlein," fuhr er fort, schaut da hinaus, wo das Getöse sich vernehmen ließ, doch hat dich nichts beunruhiget?"

„Nichts," sprach Gertrude, und wurde kaum mehr roth, doch hütete sie sich mehr zu reden, denn ihre Stimme zitterte.

„Wohl," brummte Gerdt von Wellingrade, „man muß dem Gesindel auf den Dienst lauern. Tolpatsch soll in Zukunft draussen vor dem Pförtlein Wache halten."

Das vernahm Gertrude und gefiel ihr übel, denn wie mochte sie den trauten Jüngling warnen? Daß er wieder kommen werde, bejaht ihr Herz. Schon sieht sie ihn im Geist den steilen Felsen erklimmern, den Zaun erklettern, den rechten Fuß herübergeschlagen — o weh! o weh! da packt Tolpatschens Rachen seine Ferse, das Blut fließt, er schreyt, Gertrude schreyt, Tolpatsch heult, der Comthur erwacht, wekt seine Knechte, gürtet das Schwerdt um, stürzt herab, öfnet das Pförtlein, ertappt den Ritter, mißhandelt ihn — ermordet ihn — Gertrude wird ohnmächtig! Gertrude stirbt! — ach! so wird und muß es kommen, wenn nicht ein guter Engel sich erbarmt. Die bange Dirne betet, doch kann ja ihr Gebet allein die Gefahr nicht wenden. Sie will den bösen Köter freundlich kirren, sie füttert ihn, sie streichelt

ihn, sein unsauberer Rachen ruht in ihrem Schoose, und als sie ihn am Abend bei des Mondes Schimmer in dem verzäumten Plaze wirklich auf und nicht wandeln sieht, da wirft sie noch ein grosses Stük Braten hinab, welches sie dem Küchenjungen verstohlen abgeschwazt hatte.

So steht sie wachend und harrend, betend und bebend, bis Mitternacht an ihrem Kammerfensterlein. Tolpatsch hat endlich sich in einen Winkel gekauert und schnarcht.

Die Nacht war schön und hell. Der lange Herrmann (ein Thurm der Hofburg, welcher noch heute existirt) warf seinen Schatten weit über den Burggraben. Der Roßkäfer summte, und die Wachtel schnarrte im hohen Grase. „Ach! wie ist mir so ängstlich wohl!“ sprach Woldemar horchend und lauschend. „Summe lieber Käfer, schnarre liebe Wachtel, doch summt und schnarrt mir mein Liebgen nicht in den Schlaf.“ Horch! die Gloke auf der Dohmkirche brummt zwölfe. Frisch hinauf die steile Felsenwand! Von innen Jugend und Liebe, von aussen der freundliche Mond, zur Rechten Muth, zur Linken Hofnung, so klettert man in den Himmel.

Er kletterte, er stolperte, risch! da flattert sein Wehrgehäng an einem Dornenstrauche. Laß es flattern im Abendwind, so verscheucht es den Habicht, der die buhlende Lerche verfolgt.

Er klimmte höher und höher, risch! da reißt ein Baumstrunk ihm das gelbe Wamms in Fetzen. Laß reissen was nicht halten will, so wirst du dem Bettler gleich, und bettelst süß um Liebe.

Er keuchte mühsam vorwärts, o weh! da schneidet ein spiziger Stein die nervigte Hand ihm blutig. Laß bluten immerhin! ist doch das Herz gesund und frisch, wahl auf! wir sind am Ziele.

Gertrude hört das Rascheln wohl: „hilf heilige Ursula!“ Sie rekt den Schwanenhals heraus, schielt ängstig nach Tolpatsch. Er schnarcht wohl noch und ringelt sich im Winkel an der Ecke; die Schnauze stekt im langen krausen Haar; vielleicht verdaut er seinen Braten, und wittert nicht die kühne Liebe.

Schon erdreist Woldemar den ersten Zaunsteken, und schwingt sich rüstig auf des Hügels Spize. Pst! schallt es hinauf. Pst! schallt es herunter. Die warme Sommerluft trug der Liebe Zischeln aus einem Ohr ins andere. Doch leider auch in das behaarte Ohr, welches spizig wurde, und sich rekte, und die Nase zu Hülfe rief, die flugs aus ihrem Schnarchwinkel hervoreilte, und hoch in die Luft schnupperte.

Der junge Ritter, dessen Fuß den scharfen Steinen an der Felsenwand entronnen war, ahndet nicht daß schärfere Zähne ihm drohen, und schlägt das

rechte

rechte Bein muthig über den Zaun. Plözlich fühlt er unsanft sich ergriffen, ihn schüzt vergebens seines Stiefels harte Stolpe, Tolpatschens Zahn durchdringt die fleischigte Wade, ein unwillkührlich Schmerzgeschrei entfährt dem armen Jüngling, er fühlt sein warmes Blut den Fuß herunter rieseln, bald läßt der Höllenhund ihn los, um durch sein donnerndes Wauwau die ganze Hausgenossenschaft herab zu rufen; bald aber, wenn sein Gefangener die geringste Bewegung zu entschlüpfen macht, pakt er mit neuer Wuth ihn an, und hält ihn fest auf seinem unbequemen Gaule.

Woldemar knirscht und beißt sich in die Lippen, dem Schmerze seinen Zoll verweigernd. Da ritt er auf dem Zaune wie ein Hünerdieb, und der spize Pfahl war ihm recht eigentlich ein Pfahl in's Fleisch. Kein Schwerdt an seiner Seite, kein Dolch an seinem Gürtel, kein Messer in der Tasche. Er rüttelte und schüttelte mit Macht den nächsten Zaunpfahl; Angst, Schmerz, Verzweiflung mehrten seine Kräfte, er riß ihn aus, schwang hoch ihn in der Luft, und ließ ihn Centnerschwer auf Tolpatsch niederfallen. Der böse Köter zog sogleich den Zahn zurük, und taumelte mit Mordgeheul fünf Schritte hinterwärts. Dadurch gewann der junge Ritter Zeit das gesunde linke Bein dem rechten nachzuschwingen, und muthig sprang er in den Garten.

Er sprang hinein — warum nicht lieber heraus — — was wollt ihr? wuste er sich Rechenschaft von diesem Schritte zu geben? — An einem Schritte vor oder rükwärts hängt so oft des Menschen Schiksal, und ein Tropfen Blut mehr oder weniger leitet diesen Schritt.

Es begann ein neuer harter Kampf. Tolpatsch gieng rasend auf ihn los, nicht achtend aller Zaunpfahlstreiche, die hageldicht ihm auf das Genick und Rücken fielen, und als sein mannhafter Gegend in einem Augenblicke zu hoch die schüzende Keule schwang unterlief er ihm den Arm, und pakte ihn wüthend bei der Brust. Jezt blieb dem unglüklichen tollkühnen Liebesritter nichts anders übrig, als den Zaunpfahl von sich zu schleudern, und beide nervigte Arme fest um den haarigen Nacken seines erbitterten Feindes zu schlingen.

Doch er war nur ein halber Simson, und Tolpatsch ein ganzer Löwe. Schon wühlte sich der scharfe Zahn in seine Brust, schon rieselte sein Blut an beiden Armen herab, die erschöpfte Kraft wich von ihm, er wankt, er strauchelt, Dämmerung umschleiert seinen Blik, er fällt zu Boden — und die böse Stunde ist gekommen, in welcher Tolpatsch seines alten Herrn Groll und Grimm gegen das Geschlecht der Uexkülls durch einen blutigen grausamen Tod verewigen soll.

Da liegt das blutende Opfer unter dem Fenster der Geliebten, die mit gellender Stimme vergebens nach Hülfe kreischt, die sich in Angst das Haar zerrauft und mit den Nägeln die Brust zerkrazt. Sehen muß sie — o Entsezen! — wie der Mond seine Strahlen in des Jünglings Blut taucht, und der mordsüchtige Feind sich von neuem auf seine Beute wirft, sie zu zerfleischen. Der lezte Seufzer stirbt auf ihrer Lippe, sie bebt zurük, will nach der Thüre taumeln, fällt, und bleibt in Ohnmacht auf der Schwelle liegen.

Wer rettet meinen Helden! herbei ihr Geister der Nacht! ihr Elfen, Gnomen und Alrunen! — Vergebens! Tolpatsch ist ein Ungethüm wie ihr. Er schlägt mit Tigerwuth den Zahn in seines überwundenen Gegners wehrlose Brust — ach! es ist um ihn geschehen!

— — Doch horch! was ist das? was knistert und raschelt da über dem Zaune? Hussa! was springt da so zottig herab? Halloh! ein Unthier wie Bären gestaltet, stürzt wüthig und schäumend auf Tolpatsch hernieder, wirft ihn zu Boden wie Sturmwind die Fichte, zauset ihn, schmauset ihn, schnürt ihm die Kehle zusammen, reißt ihm das Fell in blutige Fetzen, erstikt sein lautes Jammergeheul, preßt einen Strom ihm aus dem Rachen, läßt den besiegten leblos lie-

gen, springt wedelnd zu Woldemar und leckt ihm das Blut von den Wunden.

Wer war der gute Geist, der hülfleich sich erbarmte? war's Ursula in Bärengestalt? war's Sanct Georg, des Jünglings Schutzpatron? — nein, Hollerboll, der treue Hollerboll! der seinen jungen Herren hündisch zärtlich liebte, und dessen Großmuth in dieser entscheidenden Minute jeden Fußtritt vergaß, den er von ungerechter Laune oft erduldet hatte. Er war, ich weis nicht wie, in dieser Nacht dem jungen Abendtheuer auf die Spur gekommen, und hatte ihm so lange nachgeschnuppert, bis er am Fusse des Glints deu mühsamen Pfad entdekte. Was jenem durch Liebe gelang, machte Hollerboll durch den Instinkt möglich. Er kletterte ihm nach, und kam, wie wir gesehn, noch eben zu rechter Zeit, des Jünglings Leben zu retten.

O Hund! Du wahrer Menschenfreund! Du stiller Dulder jeder Laune! Du dankbarer Vergelter jedes schmalen Bissens! Du freundlicher Gefährte auf der Lebensreise! Dir immer gleich, und immer gut, nie überlästig, nie Egoist; wo lebt auf Erden ein frommes, zweibeinigtes, unbehaartes Wesen, das in jeder geselligen Tugend mit Dir sich messen dürfte? Ich sahe, so ruft Martin Liebetraut begeistert aus: ich sahe feiste Mönche und fette Nonnen, gleis-

nerische Pfaffen und dumme Andächtler; aber von allem was ich sah, war nichts so ehrwürdig als der Hund. Ich sahe Philosophen die da Hunde glichen, und Hunde, welche Philosophen waren. Hier ein beleidigter Schriftsteller, der nie verzeiht, und dort ein Pudel der die schlagende Hand lekt; hier ein Recensent, der im Finstern an der Ehre eines Mannes schmaußt, und dort ein Hühnerhund, der ein ihm anvertrautes Rebhuhn gewissenhaft bewahrt. Wahr ist es, der Hund fürchtet sich vor dem Stock, wie der Recensent vor der Geissel des Satyrikers; drum kriecht jener unter den Tisch und dieser in die Litteraturzeitung; aber der Hund wedelt doch dabei mit dem Schwanze, wenn der Recensent die Zähne giftig blekt, und neidisch knurrt, wo das Publikum Kränze auswirft. Schon der Anhang der Bibel hat den wedelnden Hundeschwanz in dem Hündlein des Tobias verewigt; aber die Recensenten kamen in Simsons Hand, daß er die Philister schlug, wie die Litteraturzeitung geschlagen hat den verwegnen Schlaukopf an den Ufern des baltischen Meeres.

Einen bösen Hund findest Du selten, aber böse Menschen überall. Jedermann klagt über seinen Nachbar, aber jedermann lobt seinen Hund. Die Mütter maulen mit den Vätern, die Töchter mit den Liebhaber, aber nie mit ihren Hunden. Denn die Hunde sind treuer als die Liebhaber, und gefälliger als

die Ehmänner. Sie bereiten endlich auch in ihren Eingeweiden das album græcum, jenes einfache köstliche Heilungsmittel, den Aerzten wohl bekannt. Es hilft, wie Galenus versichert, für bösartige Geschwüre und Recensenten-Wuth. Wenn ein neidischer Knabe sich ärgerte, pflegte meine Mutter ihm zu rathen: nimm etwas weissen Enzian. — So weit Martin Liebetraut, der Küster zu St. Olai.

Wo liessen wir den treuen Hollerboll? er steht noch immer und lekt des jungen Ritters Wunden, der langsam sich erhalte, und wie aus einem bösen Traum erwachend, statt in Gertrudens Armen, sich zwischen Hollerbolls Beinen wieder findet. „Hollerboll! wo kömmst Du her?“ sind seine ersten Worte. Hollerboll wedelt freundlich und schweigt. Mit seinen Thaten pflegt' er nicht zu prahlen; im Augenblik, wo der Besiegte alle viere von sich strekt, hat er den ganzen Kampf vergessen.

Woldemar sieht mit Erstaunen den Feind in seinem Blute schwimmen, in dem ein lautes Aechzen ein wenig Leben noch verräth. Und als Freund Hollerboll dies leise Aechzen merkt, pakt er ihn noch einmal bei der durchbissenen Gurgel, und schüttelt ihn knurrend, und läßt ihn wieder fallen. Da merkt der Jüngling, wer sein Retter war, als eine Ohnmacht ihn in's Gras geworfen. „Du guter, du treuer, du

wackerer Hund!“ (Er streichelt ihn sanft, er schmeichelt ihm süß.) „Du hast mir mein junges Leben erhalten, wie mag ich dir deine Treue belohnen? wird mir Gertrude zur Hausfrau bescheeret, soll sie dich täglich füttern und streicheln, die besten Bissen auf Silbergeschirr mit zarten Fingern dir zubereiten.“

So läßt er seinen Dank in süsse Worte strömen, vergessend daß sein Blut noch aus den Wunden rieselt, und Jugendkraft mit jedem Tropfen auf den Boden rinnt. Hollerboll steht ruhig neben ihm, und läßt die dürre Zunge aus dem Rachen hängen.

Der Jüngling hebt sein Auge empor, Gertrudens Fenster steht noch immer offen. Er lauscht und sieht doch nichts, er horcht und hört doch nichts. „Was mag die Todtenstille bedeuten?“ Ja, Todtenstille ist da oben, doch im Hause wird es munter und wacker, es regt sich, es rührt sich, es laufen die Lichter, es schlagen die Thüren, es knarren die Pforten, es rasseln die Schlüssel; Stimmen rufen, Stimmen antworten, erst von ferne, dann immer näher und näher dem Pförtgen.

Schon dringt ein Fackelschein durch des Pförtgens Ritzen, da meynt der junge Ritter, es sei doch nicht geheuer, und wäre Uebermuth sich mit der ganzen Schaar zu messen, zumal verwundet, kraftlos, ohne Wehr und Waffen. Auch mögte es wenig frommen, wenn er Sieger bliebe, wohl aber der ar-

men Gertrude für und für grosse Unlust schaffen. Drum sammelt er die lezte Kräfte, husch ist er über den Zaun, und Hollerboll hinter ihm drein; dann geht er flugs und rasch die Felsenwand hinunter, wohl auf! sie sind in Sicherheit. Nun mögt ihr euch da oben die Köpfe baß zerbrechen, Gertrude rührt sich nicht, und Tolpatsch ist verstummt. Woldemar schleicht sich nach Hause, zerreißt ein Stük von seinem Leinenzeug, verbindet die Wunden so gut er kann, kriecht in das Bett, und Hollerboll schmiegt sich zu seinen Füssen.

Die Nacht ist schön und hell. Wir, die dem Kampfe ruhig zugesehen, mögen immerhin ein wenig noch verweilen, und hinter dem Zaune lauschen, was aus all dem Wirrwarr werden mögte.

Schon öfnet sich das Pförtlein. Zwei Knechte treten vor mit Fackeln in den Fäusten, baarfuß, im blanken Hemde, die blasse Furcht auf ihren ledernen Wangen. In einen Schaafpelz eingewikelt folgt Ritter Gerdt von Wellingrade, ein grosses Hauschwert unter dem Arm. Die Gruppe schreitet langsam vorwärts, nach allen Seiten mißtrauisch glupend, den Knechten lüpft das Hauptbaar, und es krabbelt ihnen kalt vom Nacken den Rücken herab.

„Wo ist mein Tolpatsch?" brummt der alte Ritter.

„Ich hab' ihn heulen hören," sagt der Eine.

„Ich hab' ihn winseln hören," spricht der andere.

„Mir war es vor den Ohren wie Weibergekreisch."

„Mir sumst' es in der Luft wie der wilde Jäger." Es ist auch gerade die Mitternachtsstunde. Horch! die ehrwürdige Chorherren in der Domkirche singen und psalmodiren — Hu! hu! was schwirrt mir da um den Kopf! Ave Maria! breit' aus die Flügel —"

„Dummkopf!" polterte der Comthur, die Jungfrau Maria hat keine Flügel, es war eine Fledermaus."

„Gestrenger Herr Ritter!" entgegnete der zitternde Knecht: „Ihr wollet großgünstig mein junges Leben erhalten, denn warlich! hier ist es nimmer geheuer, so eben fiel ein glühender Tropfen mir auf die Nase."

„Feiger Gesell, dir flog eine Eule über dem Kopfe weg, und ließ ihren Unrath fallen." —

„Hilf heiliger Benedix! was ist das! da liegt der arme Tolpatsch! der Teufel hat ihm den Hals umgedreht."

„Potz Heyden und Moscowiter!" flucht der alte Comthur: „welch Höllengeschmeiß hat hier die Brautnacht gefeiert! — Leuchtet herab ihr Buben! — ja das ist mein Tolpatsch! zerfezt, zerzaußt, die Kehle zerbissen, Gott sei bei uns! das geht nicht mit rechten Dingen zu! nur der böse Feind konnte gegen meinen Tolpaltsch kämpfen."

Er gab sein Schwerdt dem nächsten Buben, warf sich auf den warmen Leichnam, betastet' ihn und rüttelt' ihn, vergebens! die Hundeseele war entflohen! — Da überließ er ganz sich dem gerechten Schmerze, der Schaafpelz flatterte um seine nakten Lenden, wild sprang er auf, und brüllte in die Luft:

„O Tolpatsch! Tolpatsch! Krone aller Bärenhunde! Stolz und Zierde des Geschlechts von Wellingrade! mein Jagdgesell! mein ehrlicher Kumpan! wer wird hinfort mir froh entgegen wedeln! wer wird dereinst auf meinem Grabe heulen! — verflucht der böse Geist! der dich so tükisch gemordet! er müsse in der Hölle Abgrund dein leztes Winseln hören! O Tolpatsch! Tolpatsch! du bist todt! wie wird der alte Uexküll triumphiren! sein Hollerboll hat keinen Nebenbuhler mehr!“

So klagt der gebeugte Nimrod, und reißt von Schmerz übermannt die Schlafhaube sich vom nakten Schädel herab. Er knetet sie zwischen den knöchrigten Fingern, sein starrer Blick ist auf die geliebte Leiche geheftet.

„Herr Ritter!“ flüstert der Knecht, der ihm zur Linken steht: „schaut empor, Gott sei uns allen gnädig! der Drache ist bei Fräulein Gertruden zum Fenster hineingeflogen, die Lucke steht noch offen.“

Der alte Herr erwacht bei diesen Worten. „O

weh! der Unhold hat mein armes Mündel auch zerrissen. Hinauf! hinauf! vielleicht ist dort noch Hülfe!"

So stolperten sie alle drei das Pförtlein hinein, die Windeltreppe hinauf, den schmalen Gang entlang, vor des Fräuleins Kammerthür. Poch! poch! poch! „Gertrude thu auf!" Es rührt sich nichts, es regt sich nichts. Poch! poch! poch! „Gertrude schläfst du?" kein Laut, kein Athemzug.

„O weh! ich armer alter Mann! Der Teufel hat mein Liebstes mir ermordet! Tolpatsch und Trude sind dahin! — herbei ihr Knechte! hohlt ein Eisen und rennt die Thüre ein."

Die Knechte gehorchen, die Angeln knarren, die Thüre kracht, ein kräftiger Fußtritt, nun fliegt sie auf. Da liegt die arme Dirne noch immer sinnlos auf der Schwelle, ihr blaues Auge leuchtet nicht, ihr schöner Busen hebt sich nicht. Der alte Oheim legt die Hand ihr auf das Herz. „Das schlägt doch noch. Her mit der Wasserkanne!"

Freigebig stürzt er einen Strom ihr über das Gesicht, daß es von der blonden Locke herab auf den Busen träufelte, und alsobald ein tiefer Seufzer die festverschlossenen Lippen brach.

„Sie lebt! geschwind zu Bette! ruft ihre Kammermagd!"

Die Zofe erscheint, die Knechte treten ab, Gertrude wird ins warme Bett getragen. Kaum hat der weiche Flaum an ihre schönen Glieder sich geschmiegt, so läuft das rasche junge Blut wieder wie vorher, Lipp' und Wange blühen Rosenfarb, und das Veilgenblaue Auge thut sich auf.

„Lebt er?“ ist ihr erstes Wort: „lebt er? oder ist er tod?“

Wer, Kind?

„Mein Woldemar!“

Hat ihm der Teufel auch den Naken umgedreht?

„Da steht er blutig neben meinem Lager.“

All ihr Heiligen! sie ist von Sinnen.

„Rettet! helft! reißt Tolpatsch von ihm weg!“

Was haben Woldemar und Tolpatsch mit einander gemein?

„Ach lieber Oheim; rettet ihn! ist er gleich eures Feindes Sohn, bleibt er doch ein Mensch, und ihr sollt als Christ euch sein erbarmen.“

Ja doch ja, wo ist er denn?

„Im Garten.“

In meinem Garten? wie kommt er dahin?

„Den Glint herauf über den Zaun. Lauft! ich will es euch hernach erklären.“

Mädel du bist von Sinnen. Woldemar den Glint herauf? Woldemar in meinem Garten?

und der alte Oheim soll ihn noch in deine Schlafkammer führen?

„Nicht doch, nein! nur Tolpatsch von ihm reissen. Er bringt ihn um!“

Dahinter stekt etwas. Hat Tolpatsch ihn gepakt.

„O Gott! hab' ich sein Blut nicht fliessen sehn?“

Tolpatschens Blut?

„Nein! nein! des jungen Ritters Blut. O laßt mich selbst hinunter!“

Sie wollte aus dem Bette springen, doch der Comthur ergriff sie bei der Schulter, und drükte sie in die Kissen als wolle er sie zermalmen.

„Wie! ehrvergeßne Dirne!“ ruft er stotternd vor Wuth: „Dein Buhle war in meinem Zwinger?“

„Ich hab' ihn nicht gerufen.“

„So hat der Teufel ihn durch die Lüfte heraufgeführt, mein Mündel zu betrügen, und meinen armen armen Tolpatsch zu ermorden.“

„Ist Tolpatsch tod? nun Gott sei Dank und der heiligen Ursula!“

Dies Stoßgebetlein gieng dem guten Mädchen wohl von Herzen; doch muß man nicht alles sagen, was vom Herzen geht. Der alte Ritter tobte wie ein Tyger, und fluchte zum Fenster hinaus, daß die Käuzlein unter dem Dache scheu wurden, und die schüchterne Zofe ein Kreuz nach dem andern auf ih-

rem jungfräulichen Busen schlug. Scheltworte flossen reichlicher aus seinem Munde, als kurz vorher das Wasser aus der Kanne, und überströmte die ertappte Liebende. Ihr Glük, daß sich in keiner Ecke ein Knittel fand, er würde sonst nach altem Ritterbrauch die zarten Glieder wohl gar mishandelt haben.

„Du Zucht und Schaamvergessene Dirne! so wahr mir Gott mein Sterbestündlein segne! Du sollst es büssen im härenen Gewand.“

Mit diesen Worten schob er die Zofe vor sich her, stürzte hinaus und verriegelte die Kammerthür von aussen.

Meynt ihr, Gertrude habe geweint? die Hände gerungen? und in ihre Zukunft einen trüben Blik geworfen? Keinesweges. Kaum sah sie sich allein, so fiel sie nieder auf die Kniee, und dankte ihrer Heiligen mit frommer Innbrunst, daß sie den trauten Jüngling der Gefahr entzogen. Die Welt verschwand vor ihren Bliken, sie sah nur Woldemar gerettet, und eine Freudenthräne schwamm in ihrem grossen Auge.

Viertes Kapitel.

Wie Fräulein Gertrude sollte was sie nicht wollte, und wie der Junker gegen die Moscowiter zu Felde zog.

Mit langen Schritten trabte der Comthur in seinem Waffensaale auf und nieder. Kaum beleuchtete die Morgensonne den Kirchenthurm zu St. Olai, da schrie er durch das hochgewölbte Fenster in den Hof hinab: „Rudolph sattle flugs den Braunen!“

Der Braune wurde gesattelt, der Ritter fuhr ins lederne Wamms, umgürtete sich mit dem Schwerdte, vergaß sein Honigbier zu schlürfen, und schwang sich nüchtern auf den stampfenden Hengst. Das Thor wird aufgethan, der Reuter trabt hinaus, der Wächter an der Dohmpforte läßt die Zugbrüke fallen, des Braunen Huf donnert hinüber. Der stolze Hengst schnaubt wiehernd in die frische Morgenluft, und trägt gehorsam seinen Rachebrütenden Herrn am sandigen Ufer des baltischen Meeres hinab.

Die Wellen murmeln leise, die Möven flattern umher, die Raben und Dohlen krächzen, die Bauren fahren zu Markte, ihre Räder knarren, der alte Ritter ist taub. Unbeweglich finster starrt er vor sich

hin, nur in den Füssen ist noch Leben, denn der langgezakte Sporn wird dem Gaule tiefer und immer tiefer in die Ribben eingedrükt. Der Braune ist des Zuspruchs ungewohnt, schlägt hinten aus, daß Sand und Wassertropfen stieben, braust und schnaubt, beschäumt das Gebiß, und sezt in kurzen Sprüngen bis vor die Klosterpforten der frommen Brigitten-Schwestern.

Prr! ruft der Reuter, wir sind am Ziele! rasch springt er ab, und bindet den beschweißten Hengst an den Ring der Pforte. Drauf zieht er an dem Eisendraht der aus der Mauer ragt, einmal, zweimal, dreimal. Das Glöklein tönt vernemlich, doch regt sich nichts. Es war so früh, die frommen Jungfern träumten noch von Sünden die sie wachend durch Gebete büßten. Der Ungedultige zieht stärker. „Ich komme gleich!“ schreyt eine feine Stimme. Und bald darauf hört man die Schlüssel rasseln, die kleine vergitterte Lucke wird aufgethan, ein dicker Kopf läßt sich dahinter schauen, mit rothen Hängebacken, freundlich und wohlgefüttert. „Wer da?“ schallt der Pförtnerin Stimme: „was wäre euch lieb gestrenger Herr?“

„Ehrsame Jungfrau, ihr wollet gelieben, der Frau Aebtissin zu berichten, daß Ritter Gerdt von

Wel-

Wellingrade der Comthur zu Reval, hier an der Pforte steht, und ein Gespräch mit ihr zu halten begehrt."

„Gestrenger Ritter, eurem Begehren soll sogleich gewillfahrt werden."

Der dike freundliche Kopf verschwindet, schnapps! geht die Lucke wieder zu. Der Alte steht und gafft in's Blaue, stumm und mürrrisch wie eine Eule; in seinem Busen gähren Zorn und Rache, wie die Hefen im Gebräude, daß die Reife von der Tonne springen; Tolpatschens Geist trabt um ihn her, und heult ihm schwarze Entwürfe zu.

Nicht lange so rasseln die Schlüssel aufs neue, die Gitterluke bleibt verschlossen, dagegen öffnet sich die Pforte. „Gott grüsse euch gestrenger Herr! ihr wollet näher treten, und im Sprachsaal einen Augenblik verweilen, die Frau Aebtissin wird sogleich mit ihrer Andacht fertig seyn."

Die dicke freundliche Pförtnerin watschelt mit ihrer leicht beweglichen Zunge vor dem finstern Alten her, thut ihm die Thür des Sprachsaals auf, und martert ihren fleischigten Geist, den vornehmen Gast zu unterhalten. Schwester Agathe, so hieß die Pförtnerin, hub an redselig zu erzählen an von den Bildern und Schnizwerk im Kloster; wie der Künstler aus Welschland geheissen, der jenes Crucifix ver-

fertiget, an welchem Tage der Heermeister verstorben, der jenes reichgestikte Altartuch verehrt; wie die Mönche vom Berge Sinai den Brigitten-Nonnen an der Ostsee, ihren in Christo geliebten Schwestern, durch einen frommen Pilger eine seltene Handschrift gesandt, mit gemahlten Anfangsbuchstaben, und was der kleinen Merkwürdigkeiten mehr waren, welchen Schwester Agathens ehrenfester Ton eine grosse Wichtigkeit verlieh. Als aber der Comthur immer nur mit Ja! und Hm, und Ey! an ihren Geschichten Theil nahm, und mit verschränkten Armen starr auf den Boden sah, vermeinte sie in in ihrem Herzen, der alte Ritter müsse eine schwere Sündenlast auf seinem Gewissen tragen, und sei gekommen, durch Vermittelung der heiligen Brigitte, sich gegen die Gebühr mit dem Himmel auszusöhnen.

Jezt hörte sie die Frau Aebtissin auf der Treppe husten, machte einen freundlichen Reverenz, und watschelte Geheimnißschwer von Zelle zu Zelle, die drückende Last so bald als möglich abzuladen.

Elisabeth von Luggenhusen trat ehrbarlich und abgemessenen Schrittes in den Sprachsaal, mit einem wohlgekämmten spanischen Hündlein auf dem Arm. Elisabeth und Ritter Gerdt waren Nachbarskinder, sie hatten sich gekannt, als sie noch Fräulein Lise, und er noch Junker Gerdt genannt wurde, und

Junker Gerdt u. Fräulein Lise hatten manchen schönen Soṁerabend im Grünen auf dem Burgplaz sich getummelt. Nun war das alles ganz anders geworden. Simon Schlaukopf muß dabei die traurige Bemerkung machen, wie die innigsten Verhältnisse der Menschen oft so leicht sich trennen, als ein Blumenstrauß den ein Zwirnsfaden bindet; wie Menschen, die mit Liebe aneinander hiengen, sich oft nach Jahren steif begegnen, ein fremder Gruß der kahle Ueberrest von süssen Rückerinnerungen bleibt. Pfuy! daß der Mensch noch lebt, wenn Liebe und Freundschaft längst zu Grabe giengen. Ihr baut Thürme und Mauren, welche Jahrhunderten trozen, doch eure Herzensgefühle wekt die Morgenluft, verweht der Abendwind.

Nach den ersten Alltagskomplimenten beginnt der Ritter seinen Kummer auszuladen. „Ehrwürdige Frau!“ so hebt er an! „entsinnt ihr euch wohl noch aus euren Jugendjahren des grossen schwarzen Murqui, den weiland mein Vater wie seinen Augenstern bewahrte, und der im ganzen Wierland nicht seines gleichen hatte?“

Die Aebtissin. Wohl entsinne ich mich noch. Es war ein wakeres Beest, der Bären und der Wölfe Schrecken.

Der Comthur. Das war er. Seine Knochen

modern unter einem Hügel meines väterlichen Erbtheils, auf welchem eine junge Eiche grünt. Seine Tugenden lebten noch bis auf den gestrigen Tag in meinem wackern Tolpatsch, dessen Anherr er war. — Mein Tolpatsch! ach! ihr müßt von ihm gehört haben! der leibhaftige Murqui.

Die Aebtissin. Nun? was ist ihm wiederfahren?

Der Comthur. Er ist dahin, sein Blut schreyt um Rache!

Die Aebtissin. Was mögen arme Klosterfrauen dabei thun?

Der Comthur. Hört mir zu. Meine Schwester Bertha starb, und hinterließ mir eine Tochter. Die ist aus der Art geschlagen. Sie hat einen Buben sich gehängt, der — o der Schande! bei nächtlicher Weile unter ihr Fenster sich geschlichen. Dort fand er meinen Tolpatsch, und ermordet' ihn Da schwur ich hoch und theuer, die Dirne soll im härenen Gewand die Liebeley bis an ihr Ende büssen! Drum kam ich her zu euch, ehrwürdige Frau, und folgendes ist mein Begehren: ihr wollet um alter Freundschaft willen mein unsittsames Mündel unter eure Obhut nehmen, in ein wohlverwahrtes Kämmerlein sie sperren, und nach überstandenem Probejahr sie zur Klosterfrau der heiligen Brigitte weyhen. Ritter

Gerdt von Wellingrade sorgt für die Ausstattung der Himmelsbraut.

Bei den lezten Worten wackelte das glatte Unterkinn der Frau Aebtissin mit holder Freundlichkeit. Sie schikte einen frommen Seufzer voran und sprach: „ein Kämmerlein ist bereitet zum Empfang des bösen Weltkindes. Hinter Riegel und Mauern, durch Geisseln und Kasteyen wollen wir sie mit Sanftmuth lehren, ihr Fleisch zu kreuzigen.“

Der Comthur. Wohlan, mein Geschäft ist vollbracht. Jezt ruft mich die blutige Rache zurük in die Stadt. Mit meinem Schwerdte will ich den Namen Tolpatsch in das Herz des jungen Uexkülls graben. Lebt wohl! auf den Abend sehen wir uns wieder.

Die Aebtissin. Nicht also gestrenger Ritter. Laßt ein Wort der Ermahnung an das wunde Herz euch reden. Rache ziemt dem Christen nicht, auch muß man nie sein Herz an Creaturen hängen. Der Mensch ist Mensch, der Hund bleibt Hund, wär' er gleich Murqui oder Tolpatsch.

Der Comthur. Ihr redet, fromme Frau, wie ihr das versteht. Doch wette ich, ihr würdet unsanft euch gebehrden, wenn — (hier öfnete er das Fenster und ergriff das spanische Hündlein bei dem Schopfe) wenn ich euren kleinen Liebling da hinausschleuderte.

Die Frau Aebtissin entsezte sich, umklammerte

ihr lütgen Männeken, wie sie den kleinen Köter nannte, und hatte gegen dieses Faustgerechte Argument nichts weiter einzuwenden. Das lütge Männeken knurrte, wies die Zähne, und schnappte nach des Ritters Hand, als er sie beim Scheiden der frommen Domina reichte. Sie geleitete ihn hinab bis vor die Pforte. „Auf den Abend bring' ich euch mein Mündel“ war sein leztes Wort, als er auf den braunen Hengst sich schwang.

Da trabte er hin. Trabe, alter Wütrich, trabe! wir wollen unterdessen nach dem Münkenhofe schleichen, und durch eine Thürrize in Woldemars Schlafkammer schielen. Die Frauen und Jungfrauen mögen zurükbleiben.

Die Sonne stand schon hoch, als der junge Ritter gähnend und dehnend die schwarzen Augen aufriegelte, und die Abentheuer der vergangenen Nacht wie ein Fiebertraum vor seinem Gedächtniß schwebten. Ein gesunder Schlaf hatte ihn erquikt, ihm war recht wohl und stark zu Muthe. Die Wunde im Herzen fühlte er zwar noch, sie brannte heiß; die übrigen Wunden waren ziemlich heil, denn seines Gegners scharfer Zahn hatte überall nur das Fleisch ein wenig aufgerizt. Er sprang behende auf von seinem Strohpfühl, wusch und salbte die verharrschten Wunden, und begann sich munter anzukleiden.

Als er so am Fenster stand, und ein frohes Minneliedchen pfiff, trat ein Knappe herein, der das Wellingradische Wappen am Arm trug. Hoch klopfte des Jünglings Herz bei seinem Anblick. „Gott zum Gruß, was bringst du mir?“

Der Knappe. Ich bin gesandt von Ritter Gerdt von Wellingrade, dem Comthur zu Reval; meinem edlen mannhaften Herrn, an Ritter Woldemar von Uexküll, den Gott verdammen möge!

Woldemar. Gebot dein Herr dir so zu sprechen.

Der Knappe. Von Wort zu Wort. Du bist — so spricht der gestrenge Herr Comthur — Du bist wie ein Räuber um Mitternacht in meinen Zwinger gedrungen, hast mein sittsames Mündel verführt, und meinen Tolpatsch todt geschlagen. Drum hab' ich offene Fehde dir geschworen, und will dich überall verfolgen mit Lanze und Schwerdt, die Feiertage ausgenommen, auf daß der Friede Gottes nicht gestöret werde.

„Du hast gelogen, und wieder gelogen!“ schrie Woldemar, dem flugs das junge Blut zu kochen begann. „Verflucht sei die Lästerzunge, welche das Heiligthum der Unschuld des züchtigen Fräuleins Gertrude von Scharenberg anzutasten wagt! In Zucht und Ehren hab' ich mit ihr gesprochen, zu meiner Hausfrau hab' ich sie erkohren, und wer den klein-

sten Mackel an ihrer Tugend findet, dem will ich beweisen mit Lanze und Schwerdt, bei Tag und Nacht, daß er ein schändlicher Lügner ist.“

Der Knappe. Herr Ritter, ich sprach, wie mir geboten wurde. Auf meines Herrn Geheiß werfe ich euch den Fehdehandschuh vor die Füsse. In der Mittagsstunde reitet Ritter Gerdt nach den Sandbergen hinter der Stadt. Das übrige ist euch bewußt.

Woldemar, in dem die alten Rittersitte das lodernde Jugendfeuer dämpfte, faßte sich mit Anstand, nahm den Handschuh auf, und sprach gelassen: Hast du weiter nichts zu sagen:

„Nichts.“

„So geh mit Gott! dem edlen Ritter meinen Gruß. Ich werde kommen.“

Der Knappe gieng die Stiege hinab, und Woldemar hinauf zum alten Ritter Jürgen. „Vater ich soll mich heute im Zweikampf balgen.“

„Das ist mir lieb mein Sohn.“

„Leiht mir ein gutes Schwerdt.“

„Geh in meine Rüstkammer und wähle dir Eines.“

„Lebt wohl Vater!“

„Leb wohl mein Sohn! und halte dich wacker.“

Woldemar hatte die Thür schon in der Hand, da

rief der Alte ihm nach: „Noch auf ein Wort mein Sohn! wer ist dein Gegner?“

„Ritter Gerdt von Wellingrade.“

„Der Comthur?“

„Der Nemliche.“

„Mein Erbfeind? was hast du mit ihm vor?“

„Mit ihm? nichts. Ich liebe sein Mündel wie ihr wißt, das will er nicht leiden.“

„Da thut er Recht.“

„Ich habe in der Nacht unter ihrem Fensterlein ein sittsam freundlich Gespräch mit ihr zu halten begehrt, da hat sein Tolpatsch mich überfallen.“

„Nun? ich hoffe du hast ihn in den Sand gestreckt?“

„Ohne Wehr und Waffen mogte ich seiner nicht mächtig werden, aber unser Hollerboll —“

„Unser Hollerboll? geschwind was weiter?“

„Der hat ihn tod gebissen.“

„Juhey! Du bringst mir eine frohe Bothschaft!“ Er sprang vom Sessel auf, und drükte ihn nach zwei und zwanzig Jahren zum Erstenmale wieder in seine väterlichen Arme. „Hab' ich's nicht immer gesagt? der Hollerboll ist gar ein anderer Hund, als jenes träge Beest. Was weiter liebe Junge? hat der Comthur dir einen Fehdebrief geschrieben?“

„So eben hat der Knappe mich verlassen, der mit vielen Schmähworten mir den Handschuh vor die Füsse warf, und mir die Mittagsstunde zum Zweikampf auf den Sandbergen bestimmte."

„So ziehe hin mein Sohn! nimm dir das beste Schwerdt aus meiner Rüstkammer, das beste Roß aus meinem Stalle, und kehrst du als Sieger heim, so schenke ich dir beides."

Woldemar gieng und wafnete sich, und als die Glocke zwölfe schlug, da stampfte seines Rosses Huf schon die Sandberge hinter Reval, wo heut zu tage die Strasse nach Pernau führt. An seiner Hüfte hieng ein breites kurzes Schwerdt, an der Spize seiner Lanze wehte ein blaues Fähnlein, das Wappen seines Geschlechts, zwei Streitärte und eine Krone, waren mit Gold darein gewürkt. Er stand mit aufgeschlagenem Visier, das Gesicht nach den Thoren der Stadt gewendet; seines Gaules Vorderhuf scharrte ungedultig im Sande.

Siehe ein schwarzer Federbusch wallet schon über die Brücke, ein geharnischter Reuter naht im gestrekten Gallopp. Jezt sinkt er in's Thal, jezt birgt ihn ein Hügel dem Auge, hier ist er verschwunden, dort kömmt er allmählich zum Vorschein; flink trabt der Gaul im tiefem Sand, und wo das Grün die Hügel dekt, da flieget er wieder nur leise berühren die Spizen des Grases.

Jezt sehen die Ritter einander das Weisse im Auge, rasch ist beider Visier geschlossen, und die Lanze eingelegt. Ohne sich beim schnöden Wortkampf aufzuhalten, rennen sie erbittert auf einander los, und die Lanzen brechen, und die Splitter pfeifen durch die Luft, doch keiner wankt im Sattel. Behende machen beide sich bügellos, springen herab, ziehen die Schwerdter, und das blanke Eisen flimmert im Sonnenstrahl. Hageldicht fällt Hieb auf Hieb, daß die Harnische klirren, Beulen in die Helme, Scharten in die Schwerter; schon ermüdet der Arm, schon wird der Athem kurz, doch kein Tropfen Blut ist noch geflossen. Da ersieht Woldemar, auf seine Jünglingskräfte trozend, einen günstigen Augenblick, unterläuft des alten Ritters Schwerdt, umwindet ihn mit beiden Armen, wie Hercules der Heide den Riesen einst umschlang, und wirft den morschen Greis zu Boden.

„Hast Du genug?“ stöhnt er Athemlos.

„Verfluchter Bube!“ brüllt der alte Comthur sich im Staube wälzend. Der junge Ritter drükt sein Knie auf des Gegners Brust und sezt das Schwerdt ihm an die Gurgel.

„Dein Leben ist in meiner Gewalt, ich schenke es Dir. Vergessen und vergeben sei Schimpf und Schmach, doch gieb Dein Mündel mir zum Weibe.“

„Ehe soll sie in der Ostsee ersäuft, oder aus ihrem Kammerfenster den Glint herabgestürzt werden!“

Simon Schlaukopf muß lachen, daß Woldemar seine Zeit so übel wählte, um das Mägden anzusprechen. Mit dem Knie auf des Oheims Brust, und dem Schwerdt an seiner Gurgel pflegt man um keine Braut zu werben. Mag er die Schuld nun selber tragen, daß der Comthur hartnäkig ihm seines Liebgens Hand verweigert, lieber den weissen Sand mit seinem Blute färben, als mit dem Sieger sich versöhnen will.

Ihr meynt, nun habe Woldemar, nach alter Rittersitte, das Schwerdt bis an den Heft ihm in die Brust gestossen? und dann mit blutiger Hand das Fräulein zum Altate geführt? — nein so roh und wild ist kein liebender Jüngling, Menschlichkeit und Liebe sind Geschwister. Er begnügte sich, dem Alten das Schwerdt aus der Faust zu winden, schleuderte es weit von sich, und sprach gelassen:

„Mich dürstet nicht nach Deinem Blute, denn es fließt auch in Gertrudens Adern. Doch schwöre ich Dir bei Gott und meiner Ehre! ich lasse nicht von der Dirne. Ich bin ein Edelmann, wie Du, ich habe lange schon als Ritter meine ersten Sporn verdient, auch hat der Himmel mich mit Gütern reich gesegnet; was hast Du gegen mich und mein Geschlecht?“

Störrisch schweigt der Alte; nur einen gräßlichen Fluch zermalmen die knirrschenden Zähne, und Woldemar, da er sieht, daß weder Veruunft noch Gewalt ihn milderes Sinnes machen, springt auf, schwingt sich aufs Roß, trabt fort, und läßt den grauen Trotzkopf liegen.

Mühsam rafst sich endlich der Comthur aus dem Sand auf, sucht beschämt sein Schwerdt, und senkt mit einem Fluch es in die Scheide. Ohnmächtige Rache kocht in seinem Busen — ohnmächtig? nein, er findet auch ohne Schwerdt den Weg zu des Jünglings Herzen; denn kaum ist er zurük auf seine Burg, so wird bereits ein alter Muschelwagen angeschirrt, Fräulein Gertrud muß sich in ihren Schleyer wickeln, wird halb bewußtlos herabgetragen, hineingeworfen — und rasch geht es fort über Stok und Stein, der alte Oheim trabt nebenher, das Aezchen und Stöhnen im Wagen rührt ihn nicht, ein mürrisches Schweigen verschließt sein hartes Herz.

Das arme Geschöpf! es weiß noch nicht einmal, welch' ein Ungewitter seinen Frühling trübt. Gertrude meynt, man werde sie auf ihres Oheims Landsiz führen, ein öder wüster Ort am Peipussee, von Adlern, Möven, Bären, Wölfen und Elendthieren bewohnt, naß und kühl, von alten Tannen ewig beschattet; dort werde sie die liebliche Jugend vertrau-

ren müssen, bis die Liebe sie erlöse. Denn Woldemar ist treu, das sagt ihr Herz; gewiß! gewiß! er wird einst Mittel finden, sie aus dem Schatten jener Fichten an das Sonnenlicht der Liebe hervorzuziehen. Der Alte kann doch nicht ewig leben, er hat den Dampf. Daß der schwächste Greis oft länger lebt, als der junge Riesenstarke Liebe, das glaubt kein Mädgen von sechszehn Jahren.

Wiege dich, gutes Kind, wiege dich in lindernde Träume, ach! nur zu bald wirst du erwachen. Sieh schon biegt der Wagen linker Hand vom Wege ab, die Pferde keuchen schon den steilen Hügel hinan, dort liegt Marienthal; schnell drehen und rollen mit schwindenden Speichen die Räder den Hügel hinab — Prr! da stehn sie vor der Pforte. Der freundliche dicke Kopf mit rothen Hängebacken steht schon auf der Lauer, die Riegel klirren, die Pforte knarrt, Schwester Agathe watschelt hervor, mißt die verschleierte Dirne mit neugierig schwazhaften Blicken, und nimmt das Schlachtopfer in Empfang.

„Hier büsse Deine Sünden!“ spricht der alte Comthur, und ohne Lebewohl wendet er den Gaul. „Meinen Gruß der Frau Aebtissin!“ ruft er noch von ferne der dicken Pförtnerin zu. Da sprengt er hin, und mit ihm scheidet weinend auch die Hofnung von Gertruden. Das arme Mädgen wankt bis in den Sprachsaal, und sinkt ohnmächtig nieder.

Elisabeth von Luggenhusen erscheint mit ihrem lütgen Männeken, und vier bis fünf betagten Schwestern. Mit süßlich frommen glattem Antlize, und einer leisen Stimme voller Salbung, hält sie ihrem Opferlamm einen schönen breiten Sermon über die Eitelkeit der Welt, die sündige Liebe, und das Glük der Abgeschiedenheit; wie man hier sich ruhig sonne, wenn es draussen stürmt; wie man hier täglich Hochzeit mache, und die frommen Schwestern das himmlische Brautlied vom Chor herabgurgeln. Als aber die kräftigen Trostworte Gertruden keine Linderung gewährten, führte man sie in ihr Kämmerlein und empfahl ihr das Gebet. Sie fand ein kleines Bett, Tisch, Stuhl und Crucifix, das war es Alles. Man ließ die Büssende allein mit Gott und Woldemar.

Ein wohlvergittertes Fenster sah auf die schäumende Ostsee. Ein wenig rechter Hand lag still und grauerlich der unterirrdische Gang, auf dessen Rüken ein kühler Wind das magere Gras mit weissem Sand bestäubte. Eine Krähe saß auf einem abgestorbenen Baum und krächzte, die Nonnen sangen von ferne in der Kirche, und der Todtenwurm pikte in der Wand. Wo seid ihr, treue Gefährten des Elends, die ihr in jedem Kerker verweilt, schmerzlindernde Thränen! hat die Verzweiflung euch verschlungen? Vertraue deinen Kummer, arme Seele, der stillen Dämme-

rung, bete laut auf, daß du Thränen findest, Thränen sind der Thau der Hofnuug.

Verlassen wir die arme Dirne, der Unglükliche ist am liebsten allein. Zurük in die Stadt, wo das hundertzüngige Gerücht bereits von Ohr zu Ohr die Nachricht flüsternd trug: das Fräulein von Scharenberg wird eine Brigitten-Nonne. Das nächtliche Abentheuer, mit Zusäzen reichlich ausstaffirt, gieng von Munde zu Munde; die alten Matronen am Spinnrocken kreuzigten sich, und sagten viel; die jungen Dirnen am Weberstuhl wurden roth und sagten nichts. Die Edelknappen stekten die Köpfe zusammen, und sprachen: ey das ist Schade!

Woldemar war nicht der Lezte dem die Trauerpost von einer dienstfertigen Muhme geschäftig und geschwäzig hinterbracht wurde. Ob er weinte oder fluchte, hat die Chronik uns nicht aufbehalten. Vermuthlich that er beides wie es sich gebührt. Am andern Morgen in aller Frühe mußte der Knappe ihm sein Streitroß satteln, er wappnete sich, und ritt hinaus — wohin? das wußte Niemand. Erst lange nachher erfuhr sein Vater, er habe einen Zug gegen die Moscowiten unternommen, und fechte unter den Fahnen von Nowogrod, zu Gunsten des Fürsten von Mojaisk, den Zaar Wassilewitsch nach Liefland vertrieben hatte.

„Ach!

„Ach!" rief der alte Ritter Jürgen aus: „wenn er nur den Hollerboll gesund zurükbring!" Denn Hollerboll war seinem jungen Herrn treulich nachgefolgt.

Der Comthur frohlokte, und Gertrude sah' mit stummer Angst dem Ende ihres Probejahrs entgegen.

Fünftes Kapitel.

Wie die Revalenser hinausgezogen vor das Thor, und wie sie wieder heimkehrten unverrichteter Sache.

Simon Schlaukopf hat einmal ein Feuerwerk mit angesehen, da stiegen Racketen, da plazten Schwärmer, da drehten sich Räder, es war gar lustig. So deucht ihn auch des Menschen Leben, Thun und Wesen. Der Eine steigt schnurgrade in die Höhe, man gafft ihm staunend nach, er leuchtet einen Augenblik und stirbt. Der Andere macht ein grosses Wesen, zischt und faucht unter den Leuten herum, daß sie gewaltige Sprünge thun, plazt endlich und wird ausgelacht. Der Dritte dreht sich immerfort im Kreise, und kommt nicht weiter, leuchtet und sprüht, stokt zuweilen, fängt wieder an zu laufen, bis er ausge-

laufen hat, und eine leere Hülse übrig bleibt. Der Vierte, und das ist der Weise, verbirgt sich tief im Grase, läßt nur dann und wann eine sanftschimmernde Leuchtkugel steigen, deren Glanz dem Auge wohl thut, und die sein Dasein verräth. So spielt ein Jeder seine kleine Rolle, indessen die Welten sich drehen so schnell wie die Feuerräder, und die Jahre schwinden so schnell wie der Schweif einer Rackete. Sie lärmen viel, und prasseln viel, am Ende ist doch Alles nur Rauch und Dampf. Doch dann ist Einer da oben, der die nachgebliebenen Funken sammelt, und ewig leuchtende Sterne aus ihnen schaft.

Solche fromme Gedanken hat Simon Schlaukopf je zuweilen, wenn er das Drängen und Treiben unter den Menschen mit angafft; wenn er sieht, wie die unscheinbarsten Räder oft Maschinen in Bewegung sezen, und ein schäbigter Hund das Schiksal kommender Geschlechter bestimmt. Tolpatsch und Hollerboll! ihr Helden dieser wahrhaften Historia! wer hätte glauben sollen, als eure Frau Mutter euch in einen Winkel des Viehstalls warf, daß einst um euretwillen eine Nonne einsam weinen, und ein Ritter gegen die Moscowiten fechten würde.

Ja sie weinte ein langes Jahr, die arme Gertrude! und er kämpfte ein langes Jahr, der keke Woldemar. Sie kam nie in Gottes freie Luft, er hauste nie zwischen vier Mauern. Sie kämpfte gegen den

Satan mit Gebet, er gegen die Moscowiten mit dem Schlachtschwerdt, doch weder der Satan noch die Moscowiten mogten der Liebe obsiegen. Sie lagerte sich mit Gertruden vor dem Betaltar, sie taumelte sich mit Woldemar auf dem Schlachtfelde herum.

Nein, länger kann der junge Held die Trennung nicht ertragen. „Komm Hollerboll! wir ziehen heim.“ So ruft er als ein Jahr verrinnt. „Unter den Klostermauern will ich mir eine Hütte bauen, durch Geißelhiebe den Ruf der Heiligkeit erringen, und so oft die Glocke zur Hora tönt, unter hundert Stimmen nach der Engelsstimme meines Mädgens lauschen, bis einst die Sterbeglocke verkündet: der arme Eremit hat ausgelitten!“

So schwärmt der junge Ritter auf der Heimreise. Rühmliche Wunde waren sein Rittersold. Roß und Hund verriethen wie ihr Herr durch ihre Magerkeit, daß sie nicht auf der faulen Bärenhaut gelegen.

Schon erblikte er von ferne die Thürme seiner Vaterstadt, rechter Hand im Thale lag das stille Kloster von der Abendsonne angestrahlt. O ihm war zu Muthe wie noch in keiner Schlacht! das Herz so voll, die Thränen so nah, der Athem schwer, der Zügel bebte in seiner Hand. Auf dem Gipfel des Laksberges hält er still, mit unbeschreiblicher Rührung blikt er hinab, und eine Thräne fällt auf seinen eiser=

nen Handschuh. In einem Selbstgespräch verlohren, wekt ihn bald das verworrene Geräusch der unten Vorüberziehenden. Er schaut auf und sieht, Jung und Alt, zu Roß und Wagen, Ritter und Knappen, Frauen und Fräulein. Die ganze Heerstrasse ist bedekt, und es wimmelt wie ein Ameisenhaufen unter seinen Füssen.

„Was giebts? was treibt die Mäuse aus ihren Löchern? Welches Heiligen Fest wird diese Nacht gefeiert?“ Mit diesen Gedanken sprengt Woldemar den Berg herab, und fragt den ersten Zug, auf welchen er stößt: „Woher? wohin? was habt ihr vor?“

„Wir ziehen nach dem Kloster Marienthal, daselbst wird Morgen in aller Frühe eine Nonne eingekleidet.“

„Eine Nonne? und ihr Nahme? — “

„Fräulein Gertrude von Scharenberg.“

„Gott im Himmel!“ mehr vermag er nicht zu stammeln. Ohne Besinnung reitet er vorwärts, und wer sein stieres Auge, sein leichenblasses Antlitz durch das offene Visier gewahrte, der wich ihm aus, und sah ihm bänglich nach, als wolle er fragen: was ist dem Manne wiederfahren? So kam er in die Stadt vor seines Vaters Haus.

„Gott grüß' euch Vater!“

„Gott grüsse Dich mein Sohn! wo kömmst Du

her? Du siehst übel aus. Hast wohl mancherlei Noth und Mangel erlitten. —"

„Da Bube, nimm mein Roß. Lebt wohl Vater!"

„Wohin mein Sohn?"

Schon ist Woldemar fern, die Strasse hinab, die Strasse hinauf, hier und dort sammelt er seine Spiesgesellen. „Brüder! Freunde! ich fordere einen Ritterdienst von euch, so ihr mir den versagt, stürze ich mich ins Wasser!"

„Fordere lieber Waffenbruder! wir sind bereit zu Schimpf und Ernst."

„Ihr kennt die edle Dirne die ich liebe. Ohne viele Worte, seht mir ins Gesicht, da hat die Angst mehr hingeschrieben, als ich sagen kann. Sie soll Morgen eine Nonne werden. Brüder! helft mir die Jungfrau retten, so will ich zum leibeigenen Knecht mich euch verschreiben. Seht ich kann ohne sie weder leben weder sterben. Meynt nicht ich sei zaghaft, weil ihr mich weinen seht. Ihr wißt wohl sonst, daß ich ein rascher Bube war, und die Moscowiten haben mein Schwerdt gefühlt. Ich glaubte wohl die Dirne zu vergessen, und tummelte mich weidlich herum. Deine Liebe, sprach der Vater, sitzt im warmen Blute. Ach! mein warmes Blut ist oft geflossen, aber meine Liebe blieb immer gleich gewaltig. Drum wollet ihr euch erbarmen, liebe Waffenbrüder! und

mir sie befreien helfen, daß ich sie zu meiner Hausfrau mache, so werden meine Kinder euch Gottes Segen erflehen."

Was er sprach hab' ich euch erzählt, aber sein verstörtes blasses Antliz, seine zitternde Stimme, seine halbverschlukten Thränen baten rührender als Worte. Die Jünglinge standen um ihn her, die Beredsamkeit der Natur würkte mächtig. Gerührt und stumm reichte Joswin Dänhof ihm die Hand, und schüttelte sie als wolle er sagen: Du verstehst mich. Ihm folgten Engelbrecht von Tiesenhusen und noch ein paar Andere.

„Stille!" flüsterte Kurd von Wulfenschild, „hier können die Vorübergehenden uns belauschen." Er hatte Recht, denn sie standen auf dem alten Markte neben dem Brunnen. „Sammelt eine Stunde vor Mitternacht euch vor Jürgen Uexkülls Hause, mit Wehr und Waffen wohl versehen. Ein Jeder bringe einen Buben mit, der eine Leiter trägt. Auf Woldemar! sei lustig und guter Dinge! ehe der Morgen anbricht ist Gertrude dein."

Froh bewegt sank unser Held in des freundlichen Trösters Arm. Die jungen Strudelköpfe schieden, und jeder eilte heim, um zu dem Abendtheuer sich zu rüsten. Auch hielten sie alle redlich Wort. Eine Stunde vor Mitternacht wimmelte es auf der Strasse unter Jürgen Uexkülls Fenstern, von Schwerdtern

und Stangen, Leitern und Brecheisen. Die Nachbarn schielten durch die Lucken, und sprachen: Gott behüte! was soll das werden?

Indessen wurde den Verbündeten die Zeit fast lang, denn die Seele ihres Bundes, Woldemar erschien noch nicht. Wo bleibst Du junger Held? ist Deine Glut verloschen? hast Du vergessen, daß in wenig Stunden Gertrude mit einem Bräutigam vermählen wird, dem keine irrdische Macht sie wieder entreissen kann? Herab! herab! Die rüstigen Gesellen warten. Auf zu Rosse! schon hat der Hahn die Mitternachtsstunde gekräht.

Ach, umsonst! — Der Jüngling krümmt sich weinend und knirrschend auf einem Strohbund im tiefen Keller. Dahin warf ihn sein harter Vater, als er aus dem Munde des verliebten Unbesonnenen den kecken Anschlag vernahm. „Da liege und winsle bis Morgen, da wimmre bis Alles vorüber, die himmlische Braut in Sicherheit ist.“

Mit doppelten Riegeln verwahrt er die eiserne Kellerthür, steigt herauf, öfnet das Fenster, schaut hinaus und spricht zu dem unten wimmelnden Haufen: „Ritter Woldemar von Uexküll entbietet euch seinen Gruß, und dankt für euren guten Willen. Weil aber sein rascher Sinn sich abgekühlt, und der Schimpf des Kirchenraubes ihm vor Augen schwebt; so bittet er, ein Jeder wolle ruhig heimziehn und aufs Ohr

sich legen.“ Mit diesen Worten schlägt er das Fenster zu, und die Lichter im Haus verlöschen.

Unten stehen sie und gaffen mit offenen Mäulern nach den dunklen Fenstern, und Einer fragt den Andern: was soll das heissen? — da nun Alles still und ruhig blieb, und nach einer halben Stunde noch immer kein Woldemar sich blicken ließ; so verlosch endlich das magere Lämpchen der Gedult; die wackern Gesellen zerstreuten sich, und verschwanden nach und nach wie die Funken in einem verbrannten Stük Papier. Joswin Dänhof war der lezte. Er wandelte die Strasse auf und nieder, bis der Tag zu grauen begann. Der arme Woldemar ächzte tief im Keller, doch sein Aechzen erreichte keines Menschen Ohr.

Welcher Engel rettet nun das hülflose Mädgen, das in jener einsamen Zelle zwischen Tod und Leben ringt! Schon ist die Scheere gezukt, das seidene Haar ihr von der Scheitel zu mähen, schon ist das Grab der Lebendigen unter ihren Füssen offen.

Den ganzen Tag bis tief in die Nacht war im Kloster Alles rege gewesen; Kirche und Kreuzgang wurden sauber gefegt, gestickte Decken über die Altäre gehangen, die Heiligenbilder köstlich gekleidet, das Chor mit frischen Blumen geschmückt, und Alles stattlich ausgerüstet, den festlichen Morgen zu empfangen.

Nun war es finstere Nacht, und nur der Neu-

mond schielte hin und wieder durch die Wolken, welche ein Sturmwind von Norden nach Süden jagte. Eilig und hastig schienen die Wolken zu fliehen, um den Anbruch des Morgens zu meiden. Die Ostsee heulte unter Gertrudens Fenster, denn damals bespülten ihre Wellen noch den Fuß der Klostermauer. Gertrude lag am Fenster, und ihre heissen Thränen fielen auf die Stäbe, aber das Eisen blieb kalt wie ihres Oheims Herz.

Hu! es ist so still, nur das Meer und die Winde brausen, und der Perpendikel der Klosteruhr schlägt einförmig tik — tak — tik — tak — horch! jezt schnarrt das Rad in der Uhr, die Mitternachtsstunde schlägt, ein hohler, häßlicher Ton, — die Geister hören es, steigen herauf, und mischen ihr Wimmern in das Geheul des Sturms.

Arme Gertrude! da schaut sie mit blassen Wangen hinaus in die schwarzen Wolken, und wünscht zu fliehen, wie jene aus Norden nach Süden vom Sturm gejagt. Umsonst, die Hofnung ist von ihr gewichen. Die Hofnung betrat nie die Schwelle einer Klosterpforte. „Rette, rette mich Gott! denn nur Du kannst mich retten!“ Dies kurze Gebet, innbrünstig entquoll es dem geängsteten Herzen. „Rette, rette mich Gott!“ so drang es hinauf durch Gitter und Riegel, durch

Sturm und Wolken, hinauf zum Thron des Erbarmers! —

Sieh! sieh! welch ein heller Schein flimmert und flackert aus dem unterirrdischen Gange hervor? ein weißliches Feuer, åhnlich dem Schimmer der Milchstrasse, prallt zurůk vom öden Gestein. Und mitten durch den Sturmwind scheint eine melodische Stimme herůber zu schwimmen, halb Klage, halb Gesang, nicht hörbar dem Ohre, nur fůhlbar dem inneren Sinne, und sanft, doch mächtig erschůtternd.

Ihr meynt, ein kalter Schauer habe Gertrudens Glieder durchbebt? nein, ihr wird nur heimlich zu Muthe, die Brust ein wenig enger, und der Athem ein wenig schwerer.

„Ach! wer da drůben wåre unter den Geistern! bei Menschen ist keine Hůlfe!"

Wohlan! was hält dich zurůk? fort! fort! hinůber! dich ruft die sůsse ůbermenschliche Stimme.

„O weh! da sind Schlösser und Riegel! und schwach ist der Arm eines Mägdens."

Wohlan! so stärke den Glauben an den, der die ewigen Fesseln zu lösen vermag, mit welchen er Sonn' und Mond an's Firmament kettete. Was ist Schloß und Riegel! was sind Wächter und Mauern! Berge ebnet der Glaube, Meere trocknet er aus. Sieh es

flimmert so lieblich der weisse blendende Schein; es tönt so sanft und schaurig der Klaggesang der Geister, Bewohner jener Gruft. Hinüber! arme Gertrude! ehe die Stunde verrinnt.

Ja schon wankt das blasse Mädgen, von Verzweiflung geleitet, der Thür ihres Kerkers zu. Im langen öden Kreuzgang tappt sie an den Wänden, und das Klopfen ihres Herzens ist lauter als ihr Fußtritt. Jezt hat der bebende Flüchtling die Klosterkirche erreicht. Es strahlt ihm in der Ferne der Schimmer einer kleinen Lampe entgegen, die vor dem Bilde der Mutter Gottes brennt. Gertrude naht sich schüchtern, sie kniet, sie betet, ihre Seele schwebt empor. Eile! eile armes Mädgen! bald wird die Glocke zur heiligen Hora rufen.

„O es ist so finster! vergieb heilige Jungfrau den Kirchenraub."

Sie nimmt das Lämpgen, das an einer silbernen Kette vor Mariens Bilde hängt, sie legt dafür ein güldnes Armgeschmeide auf den Altar, und geht — ihre Hand zittert, und der Rosenkranz an ihrem Arme, und das Flämmgen in der Lampe zittern mit.

Nun ist sie nahe der Klosterpforte, doch wer öfnet ihr das Schloß? wer schiebt den starken Rie-

gel von der Thür? Gott! Deine Engel sind im Bunde mit der fliehenden Unschuld. Die gute dicke Schwester Agathe ist am entwichenen Tage so manch liebesmal hin und wieder gelaufen, hat mit fleischigtem Arm so oft den Riegel auf und zu geschoben, die Kommenden hinauf, die Gehenden herunter begleitet, daß sie keuchend und ermüdet am Abend unausgekleidet auf das Lager sank, und schon von ferne ihr fettes Schnarchen Gertruden entgegen tönte. Neben ihr lag der ungeheure Schlüsselbund, der Bürge der Keuschheit und der Frömmigkeit der himmlischen Bräute.

Gertrude ergreift die Schlüssel und flieht der Pforte zu. Aber der Schlüssel sind viele, welcher wird der rechte seyn? wer leitet ihre Wahl, daß sie nicht einen um den andern versuche? den Schlüssel zum Garten oder zum Keller, zur Sakristei oder zum Speiseschranke? daß das Klappern u. Klingeln nicht die schlummernde Agathe wecke, ihr nervigter Arm den scheuen Flüchtling ergreife, und ihr kreischendes Geschrei das ganze Kloster in Aufruhr bringe. Da steht die holde Gefangene, ihre Freiheit in der bebenden Hand tragend, aber Furcht und Hastigkeit verwirren ihre Sinne. Doch zaget nicht! wohlthätige Geister umschweben sie. Aufs Gerathewohl wir der erste beste Schlüssel versucht — und nicht vergebens. Noch eine Minute — das Schloß ist

offen! noch eine halbe Minute — der Riegel ist weggeschoben! —

Auf springt die Pforte! hu! wie saußt der Sturmwind ihr entgegen! wie flattert der Schleier! wie fliegt das blonde Haar hoch in die Luft! aber das Lämmpchen, das vor dem Bilde der Mutter Gottes brannte, verlöscht nicht.

Nur wenig Schritte von dannen ist der Eingang in die Höhle der Geister. Doch ach! wo blieb der helle Schimmer, der ihr entgegen strahlte, als sie noch am Gitter weinte? wo blieb der Herzrührende Klaggesang der zu ihr hinübertönte? Alles ist dunkel und still geworden, nur die Ostsee kämpft mit dem Sturm, und ihre brausenden Wellen scheinen der Verfolgten unselige Gedanken des Selbstmords zuzuheulen.

Sie steht unentschlossen, ihre Knie schlottern, ihre Zähne schlagen fieberhaft zusammen, die Flamme des Lämpchens flackert im Winde, und droht augenbliklich zu verlöschen. — Horch! wie fährt es ihr durch alle Glieder, daß sie heftig zusammenschaudert; die Klosterpforte blieb offen, der Zugwind wirft sie plözlich mit Gewalt wieder in das Schloß, ein Schlag der einen Todten aus seinem Schlafe gerüttelt hätte. Die dicke Schwester Agathe erwacht, greift erschrocken um sich, und vermißt ihren Schlüs-

selbund. So fuhr einst Simson brüllend in die Höhe, als mit dem Haarverlust er seiner ganzen Stärke sich beraubt sah. Der Kreuzgang ertönte von ihrem Gekreische, das lütge Männeken bellte, die Frau Aebtissin erwachte und ließ die Glocke ziehen, die Schwestern stürzten aus ihren Zellen, vergassen Ave Maria und Unterrock, liefen die Eine aufs Chor, die Andere in's Refektorium; die Kirchenfenster wurden hell, Lichter entstanden und vervielfältigten sich, wandelten durch alle Zellen, und nicht lange, so fand man in Gertrudens Zelle — daß man dort vergebens suchen würde.

Die Augen der Frau Aebtißin funkelten Wuth, ihre rothe Nase wandelte sie in blau. Die dike Schwester Agathe wollte sich verkriechen, aber da war kein Schlupfwinkel für ihre Korpulenz. Die Frau Aebtißin ertheilte ihr eigenfäustig einen Vorschmak schwesterlicher Züchtigung. Die Glocken brummten, die Pförtnerin kreischte, das lütge Männeken klaffte, die Gänse schnatterten im Stalle. Aller Zucht und Regel vergessend wollte die ganze Heerde frommer Schäfgen, unter Anführung der Hirtin, zur Klosterpforte hinaus stürzen, weil man ohne Schwierigkeit berechnete, daß Gertrude in diesem Wetter unmöglich weit gelaufen seyn könne. Aber ach! ein neues Unglück! Der Zugwind hatte die Pforte wieder in's Schloß geworfen, und Gertrude die Schlüssel mit

sich genommen. O weh! nicht einmal ein Morgengentrunk bleibt der durstigen Aebtißin übrig, denn auch der Kellerschlüssel war darunter.

So lustig, lieber Leser, das Alles dir scheinen mag, so ängstig vernahm hingegen die arme zitternde Gertrude das Kreischen und Lärmen im Kloster; und als nun gar an der Pforte gedonnert wurde, als sie jeden Augenblik ergriffen zu werden fürchtete; (denn daß die Schlüssel neben ihr im Grase lagen, hatte das scheue Mädchen vergessen) da überwog Menschenfurcht, die Geisterfurcht, sie machte das Zeichen des heiligen Kreuzes an Brust und Stirn, und trat mit ihrem brennenden Lämpgen rasch in die Höhle.

Sechstes Kapitel.

Wie die Geister sich in's Spiel mischten, und das Zipperlein kurirt wurde.

Hinab! hinab die kleine Windelstiege! das Lämpgen brennt so hell und hoch, troz dieser nassen Kellerluft; immer hinab du bebendes Mägden! dich schüzt ein keusches Herz, ein reines Gewissen, vertraue diesen tröstenden Gefährten, sie erleuchten die finsterste Gruft, vor ihnen schwinden des Grabes Schrecken.

Sie steigt hinab. Mit jedem Tritte wird ihre Furcht geringer, und stärker ihr Muth. Keine kalte Hand fährt ihr über den Rücken, kein giftiger Hauch berührt ihre Wange, nur ein leises Lüftgen schwebt um sie her, und ein unsichtbares Wesen scheint sanft in ihrer Nachbarschaft zu athmen. Jezt verweilt sie auf der lezten Stufe, hebt das Lämpgen hoch empor, blikt schüchtern in die dunkle Ferne, und betet laut: „Ihr guten Geister die ihr diesen Gang bewohnet, schwebt hülfreich herbei! hier steht eine arme verlassene Waise, und fleht um Rettung!“

Horch! in einer weiten Ferne tönt der liebliche Gesang. Sieh, in einer dunkeln Tiefe schimmert plözlich ein sanftes Licht. Und immer heller, immer näher, schimmert das Licht, tönt der Gesang; und immer näher, immer heller schwebt der milchweise Schein auf Gertrude zu. Jezt sammeln sich die Strahlen, und bilden plözlich eine weibliche Gestalt, in der weissen Tracht einer Brigitten-Nonne. Verklärte Schönheit, ewige Jugend ruhen auf diesem Bilde, ein unterirrdisches Lächeln umfließt den Mund, ein himmlisch liebvoller, Zutrauen heischender Blick fällt auf das holde irrdische Geschöpf, das schüchtern vor dem Geiste seine Hände faltet.

„Fürchte dich nicht!“ so lispelt eine süsse Stimme: „tritt näher Gertrude von Scharenberg. Dein

Herz ist rein, die guten Geister sind mit Dir verschwistert. Sey mir willkommen in dieser schauerlichen Wohnung, wohin die Unbesonnenheit der Jugend und Liebe mit seit lagen Jahren bannte: Sey mir willkommen Du meine Retterin! ich darf und will die Deinige seyn."

So sprach der Geist und beugte sich sanft herab, und berührte mit seinem Munde Gertrudens Stirn. „Nimm diesen Kuß des Friedens, und fasse Muth mich anzubliken."

Verschwunden ist auf einmal alle Bänglichkeit, Gertrude fühlt sich leicht und frey, und sieht bescheiden kühn dem Geist ins schimmernde Antliz.

„Folge mir! wir haben einen weiten Gang zu thun. Erzählend werde ich die Minuten Dir verkürzen." Sie wandelten den dunkeln Gang hinab, und der Geist hub also an:

„Ich heisse Hedwig, bin eine Tochter aus dem Geschlecht von Jungingen. Als ich sechzehn Jahre zählte, sah und liebte mich der junge Ritter Curd von Schlippenbach. Arm an Glüksgütern, reich an Liebe gewann er mein Herz. Wir gestanden unsere Wünsche, und meine Mutter wußte drum. Sie war eine kluge Frau. Curd, sprach sie, muß hinaus in die Welt, sich hier oder da ein Lehn erfechten; so kommt er, wenn er's ehrlich meynt, alsdann zurück

und führt die Braut heim. Der deutsche Adel kämpft gegen die Städte, hat sich in Hessen und der Wetterau verbunden, da laß ihn hinziehen unter Gottes Geleite, daß sein Schwerdt nicht in die Scheide roste. Du bist noch jung und er nur wenige Jahre älter, so möcht ihr wohl noch warten, wenn es euch Ernst ist.“

„Er war's zufrieden, und ich ließ ihn ziehen. Beim Abschied legte meine Mutter selbst unsere Hände ineinander, und ihre Thränen flossen mit den unsrigen. Er durfte den ersten Kuß auf meine Lippen drücken, ich durfte züchtig ihn erwiedern. Er schob einen güldenen Ring an meinen Finger, und verschwand.“

„Jahre lang saß ich am Spinnrocken, und nezte den Flachs mit meinen Thränen, denn keine Botschaft kam von meinem Curd. Lebt er? oder ist er tod? hat er mich vergessen? — nein er ist brav und edel, sey ruhig Kind, so tröstete mich die Mutter, bis nach zweyen Jahren sie der Tod aus meinen Armen riß. Ich blieb allein mit meiner Liebe und meinem Kummer, ohne Rath und ohne Trost. Eine junge Dirne, die ihre treue Mutter verliert, hat das Köstlichste auf Erden verlohren! Eine alte Muhme nahm mich in ihr Haus. Ich ehrte sie, doch mein kindliches Zutrauen mogte sie nicht gewinnen.“

„Es meldeten sich der Freyer viele, aber noch immer band der güldene Fingerring mein Herz, noch immer glimmte ein schwacher Funke der Hofnung, ich wieß sie alle ab.“

Einst lud man uns zu einem Schmause, mit welchem der alte Eppinghusen, unser Nachbar, die Rückkehr seines Sohnes feyerte, der in fernen Landen auf Abentheuer herumgezogen war. Der junge Ritter erzählte viel, was er gesehen und gehört, unter andern auch von Herzog Leopold von Oestreich, wie er gegen die Schweizer ausgezogen, und wie er nebst siebenhundert Edelleuten bei Sempach erschlagen worden. Dort, sprach er, fiel auch unser Landsmann Curd von Schlippenbach.“

„Ich sank zu Boden. Man trug in einer Sänfte mich nach Hause. Ein böses Fieber schüttelte mich. Tag und Nacht sah ich den blutigen Curd vor meinem Lager stehen. Lange rang ich mit dem Tode, und als endlich meine Jugend die Krankheit überwältigte, that ich das Gelübde, eine Nonne zu werden. Schwermüthig froh betrat ich dieses Kloster, mit Ungeduld sah ich dem Ende meines Probejahrs entgegen. Es kam, ich wurde eingekleidet. — O unerforschliches Schiksal! am Morgen nach dem Tage, als man mich dem Himmel auf ewig vermählt hatte, kam Curd von Schlippenbach zurük. Er war bey Sem-

Staatliche Bibliothek Bamberg

bach schwer verwundet worden, und endlich doch genesen. Auf der Liebe Fittig flog er in sein Vaterland, und fand seine Hedwig als Nonne.“

„Seine Verzweiflung Dir zu schildern, und die Meinige, müste ich die Farbe aus der Unterwelt entlehnen, und Du würdest mich nicht verstehen. Jene Mauern wurden mir zur Hölle, mein Gebet ward Sünde, und schon hatte das Herz den Schwur der Lippen gebrochen.“

„In jenem bittersüssen Augenblike, als ich meinen Curd zum Erstenmale im Sprachzimmer wieder sah, waltete kein guter Engel über mir. Ich war bereit zu Allem, was die Liebe möglich machen würde, und der Liebe ist nichts unmöglich. Kurd, nebst einem treuen Knappen, begann mit unerschütterlicher Beharrlichkeit das Riesenwerk, diesen unterirrdischen Gang zu graben. Vier Jahre lang gruben beide Tag und Nacht, bis sie das Unbegreifliche vollendeten. Die Erdgeister staunten, und die Liebe frohlockte.“

„Sieh Gertrude, über uns ist das Meer und neben uns ist ein harter Felsen. Ach! mich rührte diese Treue, welche Meer und Felsen untergrub. Ich bestach die Pförtnerin durch Gold und glatte Worte, daß sie jeden Abend mir die Klosterpforte öffnete, ich in des Geliebten Arm jede Nacht meiner Pflichten Heiligkeit. Doch Ehrfurcht meiner Tugend hatte Curd

[illegible library stamp]

geschworen, ich traute seinem Schwur. Ach! die ferne Gefahr zu meiden bedarf es nur Menschenkraft, aber gegenwärtiger Versuchung nie zu unterliegen, vermag kein Sterblicher."

„Mein Schuzgeist wich von mir, der Engel meiner Unschuld weinte — wir fielen — und jene gräßliche Stunde war auch die Stunde unsers Todes. Grabesnacht umschleyerte die Schuldigen. Unsere Seelen fanden sich vor einem Richter wieder, der mit mildem Ernst auf uns herniederblikte. Neben seinem Throne stand die heilige Brigitte, die Stifterin des Klosters Marienthal. Sie klagte laut über Entweyhung ihres Ordens, und foderte strenge Gerechtigkeit."

„Büsse! sprach die ernste Stimme vom Throne herab: Büsse nicht deine Liebe, sondern dein Verbrechen. Rastlos schwebe deine Seele in dem unterirrdischen Gange, und beweine die gefallene Unschuld. Bis dereinst ein züchtiges keusches Mägden, so wie du von der Liebe geleitet, jene Gruft betritt. Löse ihre Fesseln, sie wird die deinigen lösen; und bis zu jenem Tage sey durch unsichtbare Macht jedem Sterblichen der Gang verschlossen. — So hat mein Geist seit langen Jahren die gefallene Unschuld beweint. Sey mir willkommen, Du meine Retterin! ich darf und will die deinige seyn!"

Hier schwieg der Geist, und mit dem Ende der Erzählung war nun auch das Ende des unterirrdischen Ganges erreicht. Vermauert schien allhier eine gewölbte Pforte. „Auf dieser Stelle,“ flüsterte der Geist, hab' ich in der entwichenen Nacht Deines Geliebten banges Aechzen vernommen.“

Gertrude stuzte. Geheimnißvoll schien dieser Worte Sinn. „Hier? dachte sie: ich sehe nichts. Wer könnte um mich weinen als Woldemar? und wie käme Woldemar hieher?“

Sie wagte nicht das laut zu sagen, doch des Geistes Lächeln ließ vermuthen, daß er die Zweifelnde errathen hatte. „Mich dauerte der Jüngling,“ so fuhr er fort, „ich gab ihm was ich geben konnte, Schlaf. Unwillkührlich fielen seine Augenlieder zu; er sträubte sich, denn er war verliebt in seinen Schmerz; doch eine dichte Wolke umschleierte ihn, und er sank ermattet auf den kalten Bodeu. Da liegt er noch und schlummert. Du wirst ihn sehen Gertrude, doch daß kein Laut des frohen Schreckens Dir entfahre, und ihn wecke. Ich darf ihm nicht erscheinen, uud müste auch Dir verschwinden.“

Mit diesen Worten berührte Hedwigs Geist die Wand, es schien ein Stein sich in den andern zu schieben, und das vermauerte Gewölbe that sich auf. Plözlich sah man einen Keller, ringsumher mit Fäs-

sern tapeziert, und Gertrude — welch Entzücken! wenig Schritte trennen nur die Geliebte vom Geliebten, dem in einem Fieberschlummer auf dem Boden ausgestrekt, seines Mägdens Name von der brennenden Lippe tönt.

Kaum vermag Gertrude sich zu fassen. Sie will schreyen — St! erinnert sie der Geist. „Noch ein Wort ehe wir scheiden. Ich warne, liebes Mägden, Deine Unschuld. Verweile nicht in diesem Keller, fliehe die verführerische Einsamkeit. Alle Thüren stehen euch offen. Es ist noch früh, der Morgen graut. Flüchte an deines Jünglings Hand in die Hofburg, dort wird sich eures Schiksals Knoten lösen. Leb wohl! und nimm von mir, zum Dank für meine Erlösung, die Wundergabe jeden Kranken zu heilen, den Deine Hand berührt. Doch merk' es wohl; nur der Unschuld darf ich diese Gabe verleihen, sie weicht von Dir, sobald der Unschuld Engel Dich verläßt."

Gerührt sinkt die Gerettete vor ihrem Schuzgeist nieder. Thränen, sprechender als Worte, zittern über die glühende Wange. Auch der Geist scheint ungern nur zu scheiden. „Ich verstehe diese Thränen," spricht er himmlisch lächelnd: „Leb wohl! Dein harrt das höchste irrdische Glück, und mich erwarten unnennbare Freude vor des Höchsten Strahlenthron. Dort sehen wir uns wieder! Dort soll Dich einst mein Schwesterarm empfangen."

Er sprachs und schwand, die liebliche Gestalt zerfloß in eine leichte Wolke, der blendende Schimmer war verloschen, nur das geraubte Lämpchen brannte noch. Schüchtern trippelte Gertrude in den Keller, trat neben den geliebten Schläfer, und rüttelte ihn sanft am Arm. Er schlug die Augen auf, und starrt das holde Traumbild an. „Traumbild oder Geist? wie ist mir? wo bin ich?"

„Du bist in meinen Armen!" so ruft die Liebende, und sinkt auf ihn herab. Er fühlt entzükt, es sei nicht Luft die er umfaßt, er fühlt es, aber reden kann er nicht. Sie schmiegt sich an ihn, aber reden kann er nicht. Welch' ein Räthsel, denkt er, welch' ein Wunder! aber fragen kann er nicht. Sie will das Wunder ihm erklären, doch ihre schöne Lippen sind verschlossen. Simon Schlaukopf wird sich weislich hüten, diese Scene ferner auszumahlen. Solche Wonne ist überirrdisch und hat keine Worte. In solchen Augenbliken lebt man ein Jahrtausend.

Was sind Kaiserkronen gegen der Liebe frischen Blüthenkranz!

Kaum hatten sich von ihrem wonnevollem Erstaunen die Liebenden erhohlt, als schon Gertrude, des Geistes Warnung eingedenk, den Ritter ihr zu zu folgen bittet.

„Dir folgen liebes Mädgen? und wohin? starke Riegel halten uns gefangen.“

„Nicht doch, nicht doch,“ flüstert Gertrude, folge mir, vertraue mir; so wie ich des guten Geistes Worten fest vertraue.“ Mit sanfter Gewalt zieht sie ihn nach sich. Woldemar sieht und staunt: die Kellerthür ist offen, und Schloß und Riegel unversehrt. „Ha! ich begreife,“ ruft er kek und froh: „mit unserer Liebe sind höhere Geister im Bunde; ich folge Dir, Du Liebling besserer Wesen!“

Sie steigen ungehindert die dunkle Treppe hinauf, im Hause schlummerte noch alles, nur der wachsame Hollerboll kam ihnen wedelnd entgegen, und lekte dem jungen Ritter die Hand. Sie eilten auf die Strasse, der Morgen brach an. Sie wandelten behende den Domberg hinauf, ein Wächter, der sie sah, vergaß in's Horn zu stossen, ihn befremdete der jungen Dirne Novizenkleidung, und er schielte voller Neubegier dem Paar nach so lang' er konnte.

Jezt standen sie vor der Burgpforte. „Der Heermeister wird noch schlafen,“ sprach Woldemar.

„Ich thue wie mir geboten ward,“ erwiederte Gertrude, und zog die Klingel.

Ein gähnender Bube erschien. „Wer klopft so früh?“

„Ist der Heermeister wach?“

„Ach! leider schläft er gar nicht mehr. Ihn quält das Zipperlein, er sizt die ganze Nacht in seinem Sorgenstuhl, und schreyt und stöhnt, daß es einen Stein erbarmen möchte.“

„Geh und melde zwei Fremdlinge, die wichtige Dinge ihm zu vertrauen kommen.“

Der Bube gieng und kam zurük. „Der gestrenge Herr und Meister kann euch Schwachheits halber nicht vor sich lassen. Ihr sollt euch zum Comthur begeben: und ihm euer Anliegen offenbaren.

„Mit nichten,“ sprach Gertrude, „verkünde deinem Herrn und Meister, daß ich seinen Schmerzen Linderung bringe.“

Der Bube that wie ihm geheissen wurde, gleich standen alle Thüren offen. Beherzt trat das schöne Mädgen vor den Sorgestuhl des Alten, der seine Füsse in Hasenfelle gewikelt, mit einem sauer verzogenen Munde sie willkommen hieß.

Der Heermeister. Kannst Du mir helfen junge Dirne, so fodere alle meine Habe, sie ist dein.

Gertrude. Ich kann euch helfen edler Herr, doch liegt mir nichts an eurer Habe, und so es mir durch Gottes Hülfe gelingt, euer Zipperlein zu heilen, so begehre ich euer Ritterwort, ihr eine Bitte mir nicht versagen.

Der Heermeister. Ritterwort und Handschlag, nur hilf mir eilig wenn Du kannst.

Da streichelte Gertrude des Alten Knie, und fuhr ihm sanft bis zu der Fußzeh herab, und wie sie streichelte, und wie sie sanft herabfuhr, glitt der Schmerz hinweg, und der Geschwulst verschwand. Der alte Mengden sprang auf seine Beine, schlug mit beiden Händen ein frohes Schnippen in die Luft, und jauchzte laut: ich bin gesund!

„So danket Gott!“ sprach das züchtige Mädgen, „und vergönnet, daß ich an euer Ritterwort euch mahne.“

„Das ist billig und recht, erwiederte der Heermeister, „sintemohl ich solchen hohen Liebesdienst nimmermehr nach Würden vergelten mag. Was begehrst Du? rede.“

Da machte Gertrude ihrem Herzen Luft, und erzählte rein und rund heraus, vom Anfang bis zu Ende, wie es ihr ergangen. Und als sie von den Wundern des unterirrdischen Ganges sprach, da spizte der alte Mengden die Ohren. „Sieh da! rief er aus: das Räthsel ist gelöst, nun wissen wir endlich, was wir davon denken sollen. Es ist fast wunderbar, was eine keusche Jungfrau vermag. Prälaten und Bischöffe, Domherren und Männer der heiligen Kirche, lauter Muster der Keuschheit, sind mit mir herunter gestie-

gen, und die Fackeln sind doch verloschen, und wir haben auf einander gelegen, wie die gesalzenen Strömlinge. Mein, sagt mir doch, warum ist eine keusche Jungfrau ein köstlicher Kleinod; als ein keuscher Mann? Das soll der Abt zu Padis mir beantworten auf den Sonntag Nachmittag. Jezt haben wir andere Dinge im Kopfe, denn da der Geist Dir zugesagt, daß Deines Schiksals Knoten auf meiner Burg sich lösen werde, so hat er meiner in Ehren gedacht, und ich wiederhole Dir den ritterlichen Schwur: ich will dich und diesen keken Buben mit der ganzen Welt versöhnen, so wahr ich Hans von Mengden heisse! Geht, Kinder, in mein Schlafgemach, und harret dort auf meinen Wink."

Die Liebenden entfernten sich, und hatten keine lange Langeweile, obgleich die Verhandlungen bis in die Mittagsstunde sich verzogen. Der Heermeister ließ stracks zu sich entbieten den alten Uexküll und den alten Wellingrade. Auch ließ er als beiräthige Zeugen und Mittelsmänner erbitten Berend von Heyden den Vogt zu Jerwen, Gotthard von Plettenberg den Landmarschall, Ritter Ewald Patkul und Fromhold Tiesenhusen, ehrenfeste biedere Männer, des Vaterlandes Stüzen im Felde wie im Rath.

Sie kamen alle mit verstörtem Antliz, denn das Völklein der Revalenser strömte eben zu den Thoren

herein, und brachte von Marienthal neue Mähr die gar seltsam klang. Das Fräulein Gertrude von Scharenberg ist entsprungen, (so erscholl es in allen Strassen) und hat sich in die See gestürzt. Das gab dem alten Comthur einen Stich in's harte Herz, und sein Gewissen rührte sich. „Sie war doch meiner lieben Schwester Bertha Tochter, „sprach der zu sich selbst: ich hätte glimpflicher mit ihr verfahren sollen.“

Auch Jürgen Uexküll hatte seinen Sohn den Kellerhaft entledigen wollen, und das leere Nest gefunden. Das war ihm wie ein Mühlstein auf die Brust gefallen, und er mochte sich des Gedankens nicht erwehren, der Bube habe sich gar ein Leides angethan.

Die übrigen Ritter hatten ihr frommes Bedenken, welch' ein Strafgericht der Himmel über Reval verhängen würde, da eine Gottgeweyhte Jungfrau dem himmlischen Brautbett entsprungen. Nur der alte Mengden war lustig und guter Dinge, und schien fast wenig auf die böse Vorbedeutung zu achten.

„Ihr seid beide ein paar alte Knaben,“ sprach er zu Jürgen Uexküll und zu Gerdt v. Wellingrade: „drum so ist mein brüderlicher Rath, ihr wollet einander die Hände reichen über eurem offenem Grabe, und vergeben und vergessen, was nicht mehr zu ändern steht. Seht ihr habt um eurer Hunde willen grosses Unheil

angestiftet, so laßt nun ab von solchem Unwesen, und vertragt euch wie es Männern ziemt."

Die beiden alten Nimrods warem zum Erstenmale in der Stimmung, dergleichen Strafworte geduldig anzuhören; denn der Reue Glut fraß in ihrem Herzen, und die übrigen Ritter schürten die wohlthätige Flamme.

„Alles wollt' ich gern vergessen," sprach endlich der Comthur: „aber Hollerboll lebt, und mein Tolpatsch ist dahin!"

„Ohne mein Verschulden," versezte Ritter Jürgen. „Es war ein braves Beest, und weil man doch von Todten nur Gutes reden soll, so kommt mirs auch nicht hart an zu bekennen, er war fast stärker als mein Hollerboll."

„Ritter! ihr seyd Zeugen!" rief Gerdt von Wellingrade. „Er hat ein wahres Wort gesprochen. Ich bin zufrieden. Hier ist meine Hand."

Straks ward ein voller Humpen herbei geschleppt, man trank sich waker zu auf gute Brüderschaft, und ersäufte den alten Groll in süssem spanischen Sect.

„So hab' ich's gern, hub Hans von Mengden an; nun will ich euch der Länge nach erzählen, wie es euren Kindern ergangen, und wo mein Zipperlein geblieben." Die Ritter sperrten die Mäuler weidlich

auf; sie meynten der Heermeister halte sie zum besten. Als aber auf seinen Wink die Thüren des Schlafgemachs sich öfneten, und das liebliche junge Paar kniend um der Eltern Segen bat; da sprangen sie allzumal von ihren Sizen auf, es entstand ein lautes Frohloken und Jubiliren, und die Knappen konnten nicht schnell genug den Humpen wieder füllen, der auf das Wohlergehn des Brautpaars aus einer Hand in die Andere gieng.

Gertrude entsagte, ihrem Woldemar zu Liebe, der Wundergabe Kranke zu heilen. Wenige Wochen nachher feierte man die Hochzeit, und der alte Heermeister, den sein Zipperlein auf ewig verlassen hatte, tanzte mit Gertruden den Brautreigen vor. Woldemar hatte heimlich in der Kuche einen Braten bestellt, den der treue Hollerboll ganz allein verzehrte. Elisabeth von Luggenhusen ward durch eine reiche Spende, und ein Scharlach Halsband für ihr lütge Männeken, ausgesöhnt. Die Brigitten Nonnen verehrten der schönen Braut einen künstlichen mit Gold durchwürkten Gürtel. Diesen Gürtel hielt Gertrude hoch in Ehren, und er ist bis auf die späte Nachkommenschaft vererbt worden. Als im Jahr Eintausend fünfhundert und siebenzig die Urenkel sich theilten, behielt der Aelteste dies Band, als ein ehrwürdiges Denkmal seiner schönen Ahnfrau, und nannte sich hinfort Uexküll Güldenband. So wurde Wolde-

war und Gertrude der Stamm eines Baumes, der noch heute blüht, und seine saftige Zweige über Ehstland ausbreitet. Simon Schlaukopf wünscht einem jeden Uexküll ein gutes frommes Weib, wie Gertrude war; denn es ist gar ein köstliches Ding um eine gute Hausfrau, spricht der weise Salomo.

Der unterirrdische Gang war nunmehr wieder offen, und ein Jeder mochte ungehindert hinab und heraufsteigen, bis im Jahr 1527 die Moscowiten das Kloster zerstörten. Damals war mit den armen Nönnlein im obbemeldeten Gange grosser Unfug getrieben, denn die gottlosen Moscowiten verschonten allein die hochbetagte Frau Aebtissin.

Seit jener Zeit ist der Gang verschüttet geblieben, und harret eines keuschen Mägdens das ihn wieder öffne. Simon Schlaukopf vermeynt festiglich, es sey gar ein Leichtes, unter den schönen Revalenserinnen dergleichen taugliche Subjecte anzutreffen. Er sezt daher sein Rathskopistenwort zum Pfande, den Gang in Kurzem wieder herzustellen, wenn es Eine wagen will, mit ihm hinabzusteigen.

Die

Geschichte unserer Unwissenheit.

In Briefen an eine Dame.

Erster Brief.

Ja doch, ja liebe Julie, ich will thun, was Sie haben wollen. Sie schelten mich einen Gelehrten, und haben die Grille selbst gelehrt zu werden, vielleicht auf Kosten Ihrer Liebenswürdigkeit, wie das den Damen oft zu wiederfahren pflegt. Nichts drolliger als Amor in der Knotenperüke mit der Feder hinter dem Ohr.

Ein Gelehrter ist, nach Ihrer eigenen Definition ein Mensch, der viel weiß. Wenn ich Ihnen aber sage, daß kein Mensch auf der Welt viel weiß, sondern höchstens nur viel vermuthet, auf welcher Seite er denn sehr nahe mit den Thoren zusammen gränzt; wenn ich Ihnen sage, daß unsere Unwissenheit Millionen dicke Bände füllt, und unsere Weisheit auf

das Kartenblatt zu schreiben ist, auf welches Sie Ihren Zwirn wickeln; wenn ich Ihnen sage, daß unser Verstand sich zu der Wahrheit verhält, wie das Eulenauge zum Sonnenlicht; daß unsere ganze Starkgeisterei in Zweifeln besteht; daß es Menschen giebt, welche zweifeln, ob die Sonne warm, und Juliens Auge feurig sey; daß es sogar einst Menschen gab, welche ihren fünf Sinnen zum Troz zweifelten, ob irgend auf der Welt etwas existire! — werden Sie dann nicht lieber ruhig Ihre Nähnadel ergreifen, und mir erlauben, meine Feder an einem Romane abzustumpfen?

Nicht? — wohlan! ich gehorche. Treulich will ich Ihnen alles haarklein erzählen, was ich selbst nicht weiß, und was tausend klügere Männer von mir eben so wenig wusten. Die Wahl der Gegenstände überlasse ich Ihnen. Ich will schwazen von der Ceder bis zum Ysop, von Plato's Republik bis zu Knigge's neustem Roman. Ich will die Geschichte unserer Unwissenheit erschöpfen, so lang bis Ihre Gedult erschöpft ist.

Mit allerliebster Naivetät fodern Sie vor allen Dingen von mir zu wissen: was die Seele sey? Sie sprechen das Wort Seele so leicht aus; als wäre von einem Stücke der Berliner Monatsschrift die Rede. Sie achten nicht den Seufzer, der aus dem Inner-

sten meiner Seele aufsteigt, und meine Antwort, mein Bekenntniß in sich faßt.

Duschinka, mein Seelgen, spricht der Russe zu dem geliebten Mädgen. So viel sein Herz bei dem Worte empfindet, so wenig denkt sein Kopf dabei.

Die ganze Welt ist überzeugt, daß Sie eine schöne Seele haben, aber Niemand weiß, was eine Seele eigentlich ist? Alte und neue Philosophen haben gewaltig viel darüber gesprochen und geschrieben. Die Alten haben viel Neues gesagt, und die Neuen viel Altes. Sie ist ein Hauch, meynte Dieser. Sie ist eine Harmonie, meynte Jener. Nein, sagte der Dritte, sie ist ein Theil der Kraft Gottes. — Nichts weniger, versezte der Vierte, sie ist das Blut. Ich gerathe in Versuchung, dem leztern beyzupflichten, so oft das Blut ihre holden Wangen färbt.

Aber mein Gott, wie soll ich es anfangen, Ihnen den Schwall philosophischer Unwissenheit so leicht und deutlich vorzutragen, daß Sie meinen Brief bis zu Ende lesen? Das heißt Schmetterlinge vor eine Kanone spannen. Wenn ich noch dreymal nach einander im Kathedertone anhebe: der sagte, dieser sagte, Jener sagte; so werfen Sie den ganzen Plunder in's Feuer und lachen mich aus. Ich muß den

Dichter zu Hülfe rufen, daß er dem Professor seine Schwingen leihe.

Also, ich bilde mir ein, schöne Julie, Sie wären von der schönen Aspasia zum Essen gebeten worden.

„Pfui, ich soll einer Buhlerin speisen!“

Um Vergebung! auch Socrates hat dort gespeist, und kein edler Grieche trug Bedenken, seine Gattin in ein Haus zu führen, wo Pericles sich zum Redner und Herrscher von Athen bildete. Freylich giengen die Männer mit, und daran thaten sie sehr wohl.

Kurz und gut, liebe Julie, ich sehe Sie in einem einfachen griechischen Gewande mit einem himmelblauen Gürtel. Sie treten in den Saal, es kommt Ihnen vor als hätten wir Fastnacht; so viele bärtige Larven, so viele fremde Gestalten. Aspasia eilt Ihnen freundlich und züchtig entgegen, ergreift Ihre Hand, und präsentirt Ihnen die Herren ringsherum. Darauf lagern sie sich zur Tafel, der volle Becher umkreist die Gäste, Pindar und Anacreon singen, und Voß wartet auf, weil er sich unterstanden hat, den Homer zu übersezen, der unübersezbar ist.

Aspasia. Meine Herren, ich habe Ihre Körper bewirthet, und bitte zur Belohnung um einen Seelenschmauß.

Epicur. Es giebt keine Seele.

Aspasia. Wie nennt ihr das was in uns denkt?

Leucipp. Ein Atom.

Aspasia. Was ist ein Atom?

Lucrez. Die ganze Welt besteht aus gröbern und feinern Atomen. Die Zusammensezung der feinsten, glattesten und rundesten unter ihnen, bringt das Denken hervor, wie einen Rose ihren Duft. Die Rose duftet, der Körper denkt, und beide verlieren nichts dadurch von ihrer Substanz.

Zeno. Eine drollige Hypothese. Die Seele ist ein Feuer.

Epitbormus. Ja sie kommt aus der Sonne herab. Das ist Sonnen klar.

Xenocrates. Die Seele ist eine Zahl, folglich kommt sie nicht aus der Sonne.

Aristoxenes. Die Seele ist eine Harmonie, folglich kann sie keine Zahl seyn.

Krates und Dicäarch. Sie ist weder das eine noch das andere. Bewegung ist Seele.

Hesiod und Anaximander. Possen! es giebt würklich eine Seele, sie besteht aus Erde und Wasser.

Hippon. Laßt die Erde weg, sie besteht aus Wasser allein.

Parmenides. Keineswegest! sie besteht aus Erde und Feuer.

Boethus. Aus Luft und Feuer willst Du sagen.

Empedocles und Critius. Ey nicht doch! sie besteht aus Blut.

Varro. Lächerlich! die ganze Welt weiß, daß die Seele eine dünne Luft ist, welche man durch den Mund einzieht.

Heraklides und Pontus. Nichts Luft! sie ist das Licht.

Cicero (den Kopf schüttelnd) Meine Herrn, welche von diesen Meinungen die wahre ist, das weiß Gott!

Aspasia. Vermuthlich keine von Allen. Denn ob wir gleich viele wässrigte Journale und windige Aufklärer kennen; so folgt daraus noch nicht, daß die Seele aus Luft oder Wasser bestehe.

Julie rükt den Stuhl, oder schiebt das Kissen weg, auf welchem sie lag, steht auf und entschlüpft.

Nein, so schnell sollen Sie mir nicht entschlüpfen. Ich bin eine plauderhafte Seele, und habe noch Stoff für manches Gastmahl übrig. Oder, wenn Sie lieber wollen, so seze ich mich an Ihre Toilette, und plaudere fort, indessen Ihre Rosenfinger in jede Locke eine Seele weben.

Thales, ein alter bärtiger Philosoph, meynte: Die Seele sei eine sich stets in sich selbst bewegende Natur. Das verstand kein Mensch. Ich will es euch wohl erklären, sagte Pythagoras: sie ist eine in sich selbst sich bewegende Zahl. Der weise Mann

bedachte nicht, daß seine Zahl eben so dunkel ist, als die Natur des Thales.

Heraclit glaubte, die Seele sei ein Feuer, und maß den Verstand der Menschen nach dem Grad der Wärme dieses Feuers. Democrit glaubte das Nemliche, und meynte, der Tod blase das Flämmgen auf ewig aus. Pfui des Weltweisen! der alle unsere Hofnungen auf eine bessere Zukunft durch einen einzigen unbarmherzigen Hauch vernichtet. Heraclit war ein immer weinender Hypochondrist, und Democrit ein immer lachender jovialischer Mann. Der Erstere hatte über seine Theorie lachen, und der Leztere über die seinige weinen sollen.

Socrates erhob die Seele zur Unsterblichkeit. Er behauptete, ein Körper sey des Denkens unfähig, folglich sey die denkende Kraft ein Geist, folglich werde dieser Geist einst frey und ohne Fesseln zur Vollkommenheit sich emporschwingen. Sein schöner Tod beweißt mehr als seine Gründe.

Plato nennt die Seele eine Substanz, welche sich durch eine harmonische Zahl bewegt. Plato war ein Weiberfeind, und folglich schwazt er dunkel, denn seine Ideen leicht und deutlich ausdrüken, lernt der Mann nur unter Weibern. Aber er floh den Umgang mit Weibern, weil er sie für weit unvollkommnere Geschöpfe hielt, als die Männer. Ja, er hatte die Frechheit zu behaupten, die

Seele eines männlichen Bösewichts gehe nach dem Tode zur Strafe in ein Weib über. Wer Sie kennt, gute Julie, der kehrt das System um.

Doch verdanken wir dem Plato ein schönes Bild. Die Seele, sagt er, sizt im Körper, wie in einem Reisewagen, und regieret die Zügel so gut sie kann, denn es sind wilde Thiere vorgespannt, sie heissen Leidenschaften. Jeden Augenblick, fügt Simonides hinzu, fürchtet sie, die Zügel möchten ihr entschlüpfen — und oft entschlüpfen sie ihr wirklich! — Die Seele steht am Steuerruder, mit Sturm und Ungewitter kämpfend, bis der Tod sie ablöst und in den Hafen führt.

Zuweilen ist Plato von seiner Seele Erhabenheit so durchdrungen, daß er begeistert ausruft: sie ist Gott!

„Ein schöner Gott!“ hohnlächelt dann Arnobius: „er ist krank mit dem Kranken, kindisch mit dem Kinde, hinfällig mit dem Greise. O Narrheit! Thorheit! Albernheit!“

Sie hören, sanfte Julie, daß die Alten eben so gut zu schimpfen verstanden als die B — r.

Aristoteles macht die Seele zur Quintessenz der Elemente. Er nennt diese Quintessenz Entelechie, ein Wort das Niemand versteht. Ein Patriarch von Aquileja wagte einst mit Hülfe des Teufels eine Auslegung desselben; aber Cicero, welcher nicht die

Ehre hatte den Teufel zu kennen, erklärt es durch eine immer fortschreitende Bewegung. Diese Erklärung müste von Rechtswegen wieder erklärt werden. So machen es die Gelehrten immer, sie geben ein Wort für das Andere, und man wird um nichts klüger.

Aristoteles glaubte auch, wie viele andere vor ihm, an eine allgemeine Weltseele, und machte die Menschenseele zu einem Theilgen derselben. Diß Theilgen wird einst sich wieder mit dem Ganzen vereinigen, und so, meine liebe Julie, bleibt mir die Hofnung, einst mit Ihnen nur eine Seele auszumachen, Wenn übrigens der alte Graubart spricht: die Seele sei die erste Handlung eines organischen Körpers der seines Lebens mächtig ist; so wissen weder seine Schüler, noch seine Ausleger, noch seine Bewunderer, was das eigentlich heissen soll; und ich, der ich Keines von allen bin, weiß es eben so wenig. Vermuthlich wußte er es selbst nicht, sondern rechnete die Seele zu denjenigen Dingen, von welchen er einst seinem grossen Zögling Alexander schrieb: daß sie jedem Ungeweyhten ewig unerforschlich bleiben würden. — Aber wer sind denn die Eingeweyhten? — Die Todten, liebe Julie! nur der Knochenmann, der wahre Bruder des Schreckens, führt uns in jene Loge ein, wo der grosse Baumeister der Welten selbst Meister vom Stuhle ist. Bis dahin wollen wir uns

an den bunten Hypothesen ergözen, und allenfalls die glauben, welche unsern Hoffnungen am meisten schmeichelt.

Die Stoiker lehrten, die Seele sei ein Funken des göttlichen Wesens, der Körper das Gefängniß dieses Funkens. Wenn man Sie sieht, schöne Julie, so muß man wenigstens gestehen, daß die Seele ein niedliches Gefängniß bewohnt, und eben nicht sehr zu beklagen ist. Der leidige Stoicismus erlaubt einem Jeden, seinen Funken in Freiheit zu sezen, wenn ihm der Kerker zu lästig wird. Pompejus versiegelte diese Lehre durch einen Selbstmord, wie auch Werther that, ohne ein Stoiker zu seyn.

„Warum," frägt Seneca im Nahmen jener Sekte, welcher er angehörte: „warum will man nicht glauben, es sey etwas Göttliches in dem der selbst ein Theil der Gottheit ist? Das Ganze, in welchem wir leben, ist Eines, dieses Eine ist Gott! wir sind ihm zugesellt, wir sind seine Glieder." Es ist nicht meine Schuld, liebe Julie, wenn Sie das nicht verstehen. Vielleicht gewährt es Ihnen einen kleinen Trost zu wissen, daß ich es auch nicht verstehe.

Epictet nennt unsere Seelen Fragmente der Substanz Gottes. Wenn man einen Lessing und seine Fragmente kennt, so überredet man sich gern, daß seine Seele ein Fragment der Gottheit gewe=

sen. — Marc Aurel bekämpft mit diesen Gründen die Todesfurcht.

Zoroaster lehrte die Babylonier und Perser, wie Merkur oder Hermes die Egyptier, daß die Seele ein Ausfluß der Gottheit sei. Die Juden scheinen mir weder von der Seele, noch von ihrer sterblichkeit etwas gewußt zu haben.

Ich kann der Versuchung nicht wiederstehen, Sie in die Geheimnisse der jüdischen Kabbala einzuweyhen, um Ihnen ein Lächeln zu entlocken. Die Seele, faselten diese Schwärmer, ist fünffach. Sie stecken wie ein Saz Schachteln, immer eine in der andern; der Leib umgiebt alle fünf. Sie heissen Nephesch, Ruach, Neschameh —

Halt! Halt! laufen Sie nicht! ich lenke schon wieder ein. Vermuthlich glaubten Sie den Amputatorius in dem Schauspiel die Holländer zu hören: „Knallerballer! Leviathan! was für Diebesnamen!"

Ich kletterte von der Kabbala wieder zum schlichten Menschenverstande herob, der unten im Thal liegt, und fahre kunstlos in meiner Erzählung fort.

Schon wiesen fromme Seelen in Sonne, Mond und Sternen den guten Seelen Pläze an, und wußten noch nicht einmal, welches Pläzchen die Seele hienieden im menschlichen Körper einnimmt? Bey Ihnen, liebe Julie, scheint Sie im Auge zu thronen, denn

jeder Ihrer Blicke verräth Seele. Die Schüler des Plato und Pythagoras, welche nicht die Ehre hatten Sie zu kennen, theilten die Seele in drei Theile. Der eine wohnt im Gehirn, beherrschte Gedanken und Willen. Der Andere saß zwischen dem Hals und dem Zwergfell, bestimmt die Befehle des Erstern zu vollstrecken. Die Griechen nannten ihn Psyche, die empfindende Seele, und gaben dieser Psyche den Gott der Liebe zum Bräutigam. Der Dritte nahm den übrigen Theil des Körpers ein, gab ihm Bewegung und Leben. Er hieß Pneuma, ein Hauch, ein Geist.

Die Lehre dieser thörichten Weisen fand wenig Beifall. Man gab zwar zu, daß die Seele in drey verschiedene Portionen getheilt werden müsse: aber, sagte man, die Erste dieser Portionen ist ein Ausfluß der Gottheit, die Sonne ihr Aufenthalt nach dem Tode des Körpers, denn in der Sonne thront der Schöpfer. Die zweite ist ein Schattenbild der Seele, und die dritte bleibt im Grabe. Diese Leztere muste von Zeit zu Zeit gefüttert werden, deshalb stellten die Glaubigen Nahrungsmittel auf das Grabmal und die Priester wurden fett.

Aberglauben! riefen die Weltweisen: der Sitz der Seele liegt im Gehirn. — Nicht doch, sprachen Andere, sie sizt in der Luftröhre. — Im Magen sizt sie! rief Epicur, mit dem vollen Glase in der Hand.

— Auch da nicht; sprach Chrysipp, sie sizt im Herzen. Ist das wahr, liebe Julie, so ist meine Seele in Ihrer Gewalt.

Im Kopfe ist ihre Wohnung, sagte Lactantius! wenn sie aber Etwas zu denken hat, so steigt sie herab in die Brust, und verschließt sich in ihr Kämmerlein, wie Julie in ihr boudoir, zu teutsch Schmollwinkel.

Nein, nein, behauptete Zeno und seine Schüler: die Seele ist überall im ganzen Körper, jeder Sinn hat seine eigene Seele; und so plauderten sie von einer Geruchsseele, einer Ohrenseele u. s. w. Die Favorite des Sultans Mangogul bewies so gar sie size in den Füssen. Doch hatte sie Julien nie tanzen sehn. Einer schönen Favorite wird es freilich leicht Alles zu beweisen, und wenn Sie befehlen, liebe Julie, so will ich gern glauben, daß die Seele in der Locke wohnt, welche sich da über ihren Busen wälzt; oder zwischen Ihren Augenbrauen, wie Strato meynt.

Endlich schlägt der vernünftige Cicero sich abermals ins Mittel, und spricht: „meine Herren! wie die Seele aussieht? und wo sie wohnt? darnach dürfen wir nicht einmal fragen.“

So heydnisch dachten die Kirchenväter nicht, welche immer nach Allem fragten, und auf Alles eine Antwort fertig hatten. „Lieber Gott!“ sagten

diese frommen Graubärte: „ihr streitet über den Siz der Seele, und noch wißt ihr nicht eiumal, was die Seele für ein Ding ist? Die Wohnung wird sich finden, sobald wir den Einwohner kennen.“

Die Seele ist körperlich! riefen der heilige Hilarius und der heilige Ambrosius und eine ganze Schaar von Heiligen; denn die Welt war immer reich an Heiligen, und arm an ehrlichen Leuten. Man wird leichter fromm als klug.

Die Seele ist ein Hauch sagte der heilige Irenäus. — Keineswegs erwiederte der heilige Thomas von Aquino: die Seele besteht aus drey Theilen, folglich kann sie kein Hauch seyn; und jeder dieser Theile enthält wiederum drey verschiedene Portionen. — Meinetwegen theilt sie ins Unendliche, fiel Origenes ein: aber bekennt, daß sie eher da war als der Körper, und daß Gott sie zur Strafe in diese unbehülfliche Maschine kerkerte. — Nein, sagte Tertullian, und mit ihm die meisten Kirchenväter, (welche man heutzutage sämmtlich verkezern würde) die Seele ist eiu feiner Körper, denn wäre sie kein Körper, so wäre sie nichts. — Diesen Schluß fanden die übrigen abgeschmakt. Die Seele ist ein Geist, sprachen sie, und wer das nicht glaubt, der sei verdam̃t! So wurde die Philosophie christlich, und das Christenthum philosophisch. Beides vertrug sich nicht nimmer miteinander.

Die Wiedergeburt der Wissenschaften brachte die Verdammniß ein wenig in Miscredit. Gassendi trat auf. „Du weißt,“ sprach er, „daß du denkst; aber das denkende Ding selbst bleibt dir unbekannt. Du gleichst einem Blinden, der die Sonnewärme fühlt. Frägt man ihn, was die Sonne sei? so wird er antworten: sie ist ein erwärmendes Ding; und wird sich schmeicheln, er habe einen klaren Begriff von der Sonne.“

Gassendi bildete die Seele als eine zarte Flamme, welche dem Körper Leben, Wärme und Bewegung giebt. Die Flamme verlöscht, der Körper stirbt. Sie erinnern sich, liebe Julie, daß dieser Gedanke nichts neues in sich faßt. Man nannte damals die Wissenschaften wiedergebohren, ich nenne sie wieder aufgewärmt.

Descartes kam und sprach: die Seele ist ein denkendes Ding, ein Geist. dessen Natur zwar unbekannt, dessen Daseyn aber sehr gewiß ist. Er thront in der Zirbeldrüse. — Warum denn eben in der Zirbeldrüse? — Weil im Gehirn Alles doppelt ist, nur die Zirbeldrüse nicht. Da wir nun mit beiden Augen nur Einen Gegenstand sehen, mit beiden Ohren nur Einen Schall hören, und zu gleicher Zeit nur Einen Gedanken haben, so muß nothwendig ein Pläzgen existiren, wo die Sensationen der Augen und Ohren sich vereinigen, um von der Seele aufgenommen zu

werden. Dieses Plåzgen, spricht Descartes, ist die Zirbeldrůse; denn es ist unmöglich, im ganzen Kopfe ein bequemes Werkzeug dafür zu finden, sowohl vermittelst ihre Lage, als der Unterstůzung kleiner Zweige der Hauptschladadern, welche die Geister ins Gehirn fůhten.

Verzeihung, schöne Julie, wenn Ihre Zirbeldrůse sich in diesem Augenblicke mit einem Wirrwarr von Ideen fůllt. Ich durfte diese Theorie Ihrer Wißbegierde nicht verschweigen, denn sie ward eine Zeit lang allgemein angenommen, bis endlich geschikte Zergliederer sie über den Haufen warfen, denn siehe da, es gab Menschen ohne Zirbeldrůse, und andere, bei denen sie versteinert war. Alle dachten und empfanden troz dem so gut, als ihre mit Drůsen begabten Brůder; Alle stimmten ein in das Bekenntniß unserer Unwissenheit. Selbst die B—r, welche auch Zirbeldrůsen haben, und einen Jesuiten im Mittelpunkt der Erde zu finden wissen, wůrden den Siz der Seele doch vergebens suchen.

Es traten Andere auf, welche mit den alten Stoikern behaupteten, die Seele size im ganzen Kőrper, oder an der Spize eines jeden Nerven. Ihre Gegner lachten. Zieht die Seele zurůk, sprachen sie, wenn man dir einen Arm oder ein Bein abhaut? oder wenn man dir einen Nerven unterbindet?

Neue

Neue Schwierigkeiten! leichter zu ersinnen als zu heben.

Die Seele, hieß es wieder, sizt wie eine Spinne im Mittelpunkt ihres Gewebes, die Nerven sind die Fäden. Sie fühlt jede leise Berührung, und schlüpft hervor den Gedanken zu haschen, wie eine Spinne eine Fliege hascht.

„Pfui!“ höre ich Sie rufen: „die Seele mit einer Spinne zu vergleichen!“ Verzeihung, schöne Julie, daß ich diese häßliche Creatur nannte. Ich weiß Sie fürchten sich vor Spinnen. — Warum? — die deutschen Seelen sind oft giftiger als die deutschen Spinnen, und Sie finden in einer einzigen Recension mehr Gift, als in allen Spinnen des heiligen Römischen Reichs zusammen genommen.

Ich giesse ein wenig heisse Lauge über die Spinnen und fahre fort. Man ließ sich durch die vielen mißglükten Versuche nicht abschrecken. Suchet so werdet ihr finden. Ein gewisser Lancisi suchte und fand den Gehirnkern. So nennt man den Mittelpunkt eines Gewölbes, welches durch die Markfibern auf jeder Seite des Gehirns gebildet wird, und dem ganzen Umfang desselben zur Basis dient. Hier rief er aus: hier ist der Thron der Seele!

Thorheit! sprach ein Anderer; die Seele ist im=

mer da, wo der Eindruk gemacht wird; die Fortpflanzung dieses Eindrucks bis zum Gehirn, und ein sogenanntes sensorium commune sind überflüssig. Die Gründe des Einen waren eben so dunkel als die des Andern. Der Streit blieb unentschieden, und die tausendjährige Frage unaufgelöst: was ist die Seele? wo sizt die Seele?

Johannes Damascenus schrieb ein dickes Buch von ihren drei Theilen, vier Tugenden, und fünf Fähigkeiten; und besonders dadurch drey, vier und fünfmal, daß er eben so wenig von der Seele wuste, als seine Vorgänger.

Sie ist kein Geist! rief Hobbes: sie ist ein Resultat des Körpers. — Ja, fügte Spinoza hinzu: Die Natur ist Gott, die Materie und ihre Denkkraft sind eine Modification dieser Gottheit: die Seele ist eine feine Materie, wie das Feuer, immer bereit sich mit demjenigen Gegenstande zu vereinigen, welcher empfänglich dafür ist; so wie das Feuer immer bereit ist, brennbare Dinge zu ergreifen. Diese feine Materie ist immer und überall dieselbe, scheint nur verschieden in verschieden organisirten Körpern. So ist die Flamme eines Wachslichts reiner als die einer Oellampe; Juliens Seele reiner, als die des Verfassers der Lieblingsstunden.

Nein, versichert Mallebranche, mehr fromm

als weise: die Seele ist ein Geist; aber als Geist kann sie auf keinen Körper würken. Jeder in uns entstehende Gedanke hat Gott selbst zum Urheber, denn Gott ist der Aufenthalt aller Geister, wie der Raum der Aufenthalt aller Körper ist. Dieses System nennt Voltaire ein Labyrinth, dessen eine Allee zum Spinozismus führt, die andere zum Stoicismus, und die dritte zum Chaos.

Was Mallebranche in Gott sah, sah Leibnitz im Universum. Die Seele sprach er, ist ein einfaches Wesen, ich nenne es Monade. Die ganze Welt ist mit Monaden angefüllt. Jede Monade ist nach ihrem Standpunkt ein Spiegel des WeltAlls, umgeben von andern Monaden, welche ihren organischen Körper bilden, und deren herrschende Monade sie ist. Sie schließt in sich ihre Vergangenheit und Zukunft, der Allmächtige ließt darinn, wie in einem Buche, und so entsteht die berühmte vorherbestimmte Harmonie. Da aber auf diesem Monadenball kein Gelehrter mit dem andern harmonirt, (selbst die sanftmüthigen Berliner nicht ausgenommen) so fand diese Hypothese bald viel bald wenig Beyfall. Voltaire lachte. „Ist die Seele ein Spiegel," sagte er: „so ist dieser Spiegel sehr angelaufen." Newton lachte nicht, aber er suchte zu wiederlegen. Auch sein Schüler Clarke bewaffnete sich gegen Leibnizens System;

aber Bayle naunte es: „eine wichtige Eroberung, welche die Grenzen der Philosophie erweitert." Dennoch kämpfte auch Er mit starken Gründen dagegen. Leibnitz starb. Weder Er noch seine Schüler konnten oder wollten die Schwierigkeiten lösen, und die alte Unwissenheit bestieg aufs neue den Thron. Indessen haben die hannövrischen Monaden vor Kurzem Leibnizens unsterblicher Monade ein Denkmal errichtet, an welchem nichts auszusezen ist, als daß es auf dem Paradeplaze steht, wohin es eben so wenig gehört, als die grosse Glocke zu Erfurt in ein Accouchir-Haus.

Die Seele, meynten einige, geht durch die Zeugungskraft von Vater und Mutter in das Kind über. Sie ist Anfangs nur eine Pflanzenseele, und verwandelt sich endlich in eine Thierseele, die (so sprachen die Heyden) sich nach und nach selbst vervollkommt; oder (so sprachen die Christen) durch Gottes Allmacht vervollkommt wird.

Sind Sie noch nicht müde, liebe Julie? ist Ihnen der Kopf nicht wüst? wollen Sie zur Abwechslung einen Roman über die Seele lesen? so durchblättern Sie des Saracenen Tophail Naturmenschen, Hai Ebn Jockdahn genannt. Das Original ist freilich arabisch, aber der Professor Eichhorn hat eine schöne Uebersezung davon geliefert. Vielleicht hält er Sie schadlos für so manches Wort ohne Bedeutung,

so manche Schaale ohne Kern. Denn immer muß ich Ihnen sagen was die Seele nicht ist, und wo sie nicht ist. Aber habe ich Ihnen denn mehr versprochen, als eine Geschichte unserer Unwissenheit? — Wenn Sie damit nicht zufrieden sind, so machen Sie es wie ich. Ich sehe die Seele überall, im holden Lächeln ihres Mundes; in der Thräne der Rührung bei fremden Leiden, welche so oft Ihr schönes Auge füllt; in der reizenden Schaamröthe, welche die Bescheidenheit so oft und leicht auf Ihre Wange jagt. Was kümmerts mich, ob die Seele ein Geist; eine feine Materie, eine zarte Flamme oder eine Modification ist? was kümmerts mich, ob sie in der Zirbeldrüse, in der Luftröhre, im Herzen oder in den Beinen sizt? ob Bahrdts Seele jezt rn der Sonne oder in der Hölle brennt? genug daß Julie mich das Daseyn der Seele täglich fühlen läßt; genug, daß Gott sein Meisterwerk, Juliens schöne Seele, unmöglich vernichten kann. Sehen Sie da meine Hofnung auf Unsterblichkeit.

Doch lassen Sie uns noch ein wenig in dem Labyrinth der Weltweisheit herumwandeln, wo nur die Zweifelsucht die Rolle der Ariadne spielt.

Newton war, was jeder vernünftige Mann seyn sollte, ein Feind aller Systeme. Zwar hielt er die Seele für ein einfaches Wesen, unkörperlich,

unsterblich; da er sich aber das wie und warum nicht hinlänglich erklären konnte, so schwieg er lieber still.

Der allgemeine Grundsaz jener Zeiten war: die Seele denkt, folglich ist sie ein Geist. Das ist albern, sprach Locke: warum sollte Gott, der Alles kann, nicht auch der Materie die Denkkraft verleihen können? warum sollte ein Körper, so und so organisirt, des Denkens unfähig seyn?

Die Pfaffen schrieen, die Religion sey in Gefahr, und man müsse Locke zu seiner Seelen Heil verbrennen. Euch, erwiederte Locke, muß man, zwar nicht verbrennen, (denn davon bin ich als Philosoph kein Liebhaber,) aber doch verlachen. Denn wenn es euch unbegreiflich ist, wie ein Körper denken kann; so ist es mir eben so unbegreiflich, wie ein Geist denken kann? das Eine ist eben so unerklärbar als das Andere.

Gottloser Mensch! riefen die Pfaffen.

Ihr seyd gottlos, versezte Locke, denn ihr wollt die Macht Gottes einschränken. Ich aber bin fromm, denn ich glaube, daß Gott Alles kann, folglich auch ein Ding schaffen, das ohne Seele denkt, wir wir das täglich an den Recensenten wahrnehmen.

Wer gegen die Pfaffen kämpft war immer Vol-

taire's Waffenbruder. Voltaire ist ein grosser Verehrehrer von Locke. Er, der über Alles lacht, lacht auch über die Seele. Er hat in seinen Werken hundertmal davon gesprochen, und hundertmal das nemliche gesagt, denn darinn ist er Meister. Doch liest man den wizigen Spötter immer gern, auch wenn er sich selbst ausschreibt.

Wir sprechen manches Wort aus, so hebt er an, mit welchem wir keinen Begriff verbinden. Dahin gehört das Wörtgen Seele. Wenn die Klappe eines Blasebalgs verdorben ist, und das Feuer nicht mehr brennen will, so spricht die Magd: der Blasebalg hat keine Seele mehr. Das kleine schlechte Stück Holz, welches der Instrumentenmacher in eine Geige unter den Steg sezt, nennt er eine Seele. Beide denken übrigens nichts dabei. In vielen Manufakturen heißt diese oder jene Maschine Seele. Die Arbeiter zanken sich nie deswegen. So machen es unsere Philosophen nicht, Die zankten schon seit ein paar tausend Jahren, nannten drei Seelen, und kannten nicht Eine. Wir bedürfen der Fakel der Offenbarung, wo das Lämpchen der Vernunft nicht zureicht.

Wir wissen nicht, wie wir das Leben empfangen oder geben, wie wir wachsen und verdauen, schlafen, denken und fühlen. Gott gab der Materie Bewegung, warum nicht auch die Kraft zu denken?

Die Philosophen haben zulezt immer damit aufgehört, daß sie sich selbst nicht verstandeu. Sie disputieren, und die Natur geht schweigend ihren Gang. N — i in B — n weiß Alles, aber er weiß doch nicht, was die Seele ist. Wir erkennen das Metall, indem wir es im Tiegel schmelzen; aber welchen Tiegel haben wir für unsere Seele? unsere Schiksale sind Menschen-Schiksale, und unsere Wünsche die Wünsche eines Gottes.

Die Luft bewegt sich, aber was ist der Wind? Die Pflanze wächst, aber was ist Wachsthum? Die Rose duftet, aber was ist Duft? Der Mensch denkt, aber was ist die Seele? Wenn mein Kopf wohl organisirt, mein Gehirn weder zu feucht noch zu trocken ist, so denke ich: Das hat Gott so eingerichtet, und ich danke ihm von Herzen dafür.

Wie? sobald es Gott beliebt ein Ding zu schaffen, das nicht Materie ist, muß es denn immer ein denkendes Ding seyn? Ihr Thoren! mögen nicht vielleicht Millionen Wesen existiren, die wir gar nicht kennen, und die, nach unsern engen Begriffen, wir weder Körper weder Geister nennen würden? Es giebt Thiere, welche nur zwei Sinne haben, wir haben deren fünf, und das ist wenig genug. Vielleicht leben in andern Welten andere Geschöpfe, welche mit zwanzig und dreissig Sinnen begabt sind. Wir glei-

chen dem Hirten, der nur seine Ochsen kannte, und ausrief: „will Gott ein Thier schaffen, so muß es Hörner tragen, und wiederkäuen.“ Wir gleichen dem Dorfprediger, der nichts als die Berliner Monatsschrift las, und nun meynte, jedes Journal müsse einen blauen Umschlag haben und beissig seyn.

Der Schulmeister, der zum Erstenmale eine englische Repetiruhr in die Hand nimmt, staunt über die Wirkung eines blossen Räderwerks, und leiht flugs dem Ding eine Seele. So erfand der Mensch ein Wesen, welches Ich heißt, Alles in mir hervorbringt, nicht ganz Ich ist, und nach mir lebt. Aber der Weise soll nicht aus unbekannten Ursachen herleiten, wo eine bekannte vor seinen Augen liegt. Diese ist der Körper. Stille stehn, wo die Fackel der Physik verlöscht, das ist Weisheit.

Wissen wir, wie und warum der Magnet das Eisen anzieht? hat der Magnet eine Seele? ist unser Denken freiwillig? Sehen wir den Gedanken vorher, den wir in der künftigen Minute haben werden? — Gott! der Millionen Welten bewegt, Gott! der die Seele von Millionen Welten ist; er könnte nicht auch unsere Seele seyn? Aus einem Steine vermag er einen Engel zu schaffen, wer leugnet das? Dieser neugeschaffene Engel wird denken, und folglich verlieh er dem Steine die Denkkraft.

Ich falle nieder auf meine Kniee und bete schweigend an. Wir kennen den Lauf der Planeten, aber wir kennen uns selbst nicht. Wir sind Blinde, die andern Blinden den Weg zeigen wollen. Wir haben nur Einen Tag zu leben, drum laßt uns friedfertig der kommenden Morgenröthe entgegen gehn, vielleicht erfahren wir alsdann mehr. — Wohl dem, der in Juliens Armen die kommende Morgenröthe erwarten darf.

So spricht Voltaire der Kezer. Es wird vielleicht eine Zeit kommen, wo man ihn den heiligen Voltaire nennen wird.

Ueberhaupt, meine fromme Julie, sind Kezer nicht selten sehr kluge Leute. Der Kezer Aristoteles lehrte einst: alle unsere Ideen würden durch den äussern Eindruk der Sinne hervorgebracht. Dieser Grundsaz schlummerte Jahrhunderte lang, und erwachte bei der Wiedergeburt der Wissenschaften. Man fand ihn neu, man bestritt ihn heftig. Ein Franzose schrieb ein Buch: Die Kunst zu denken, (die Franzosen dachten damals noch) in welchem er den Aristoteles und seine Anhänger verspottete. Spotten ist leichter als widerlegen.

„Welche Idee," so sprach er, „ist wohl erklärer als die: ich denke, folglich bin ich? Denken und Seyn sind Ausdrüke, die Jedermann versteht;

sie erklären wollen wäre finstere Pedanterey. Wie aber sind die Begriffe von Denken und Seyn in unsere Seele gekommen? welcher Sinn war ihr Geleitsmann? Sie leuchten nicht, sie tönen nicht, sie riechen nicht; folglich giebt es angebohrne Begriffe, die kein Sinn uns zum Pathengeschenk machte; Wahrheiten, die jeder Mensch unter jeder Zone anerkennt, zum Beyspiel: das Ganze ist mehr als ein Theil; ein Ding kann nicht zugleich seyn und nicht seyn."

Halt! rief Locke: Kinder und alberne Menschen wissen nichts von deinen angebohrnen Begriffen; folglich ist die Vernunft auch die Kraft, von so bekannten Prinzipien unbekannten Wahrheiten abzuziehen. Er nahm den alten Aristoteles bei die Hand, und sezte ihn, samt seinen fünf Sinnen, wieder auf den Thron.

Doch gab es Zweifler, welche meynten, das Beispiel der Kinder beweise nichts, und die Seele Ihres kleinen Carl sey eben so vollkommen als die eines Kant. Aber sie habe Nachsicht mit dem zarten schwachen Körper, von welchemem sie abhängig sey; sie würke nur Stufenweise, aus Furcht, in einem Augenblike die Häutgen und Fibern zu zerstören, welche eine lange Reihe von Jahren dauern sollen.

Wolff nahm Locke's System an Kindesstatt an, und erklärte daraus alle Kräfte des menschlichen Ver-

standes. Die Seele kann abwesende sinnliche Gegenstände wieder hervorrufen; sie kann und muß an Julie denken, wenn Julie auch nicht gegenwärtig ist; das nennt man Einbildungskraft. Sie kann einen Begriff aufbewahren, das nennt man Gedächtniß. Sie kann einen andern aufklären, indem sie dabei verweilt, das nennt man Anfmerksamkeit. Sie kann in einem Gegenstande mehrere Eigenschaften entdecken, das nennt man Scharfsinn.

Ja, sagte Bonnet, nur durch die Sinne erhält die Seele ihre Begriffe, nur durch den Körper handelt sie. Er ist ihr Herr, oft ihr Tirann, sie seine Sklavin. Die Maschine, welche wir Mensch nennen, ist ein Klavier oder Orgel, die Sinne greifen die Tasten, die Seele giebt den Ton an. Man kann jede Arie, jene Sonate darauf spielen; doch unterscheidet sich der Mensch darinn vom Klavier, daß das Leztere nach dem Spielen in seinem vorigen Zustande verbleibt; das menschliche Klavier hingegen eine gewisse Neigung, einen Hang zu der einmal auf ihm gespielten Arie beibehält.

Treten Sie geschwind an Ihr Klavier, liebe Julie, und spielen Sie mir Schillers Lied an die Freude, damit ich Bonnets Klavier darüber vergesse. Bei den Worten:

Bruder — über'm Sternenzelt
Muß ein lieber Vater wohnen!

schwinden alle Systeme aus meiner Seele.

O was habe ich Ihnen gethan, daß Sie mich auserkohren die blinde Ehrfurcht zu vernichten, welche Sie ehmals für den Titel eines Philosophen trugen? Sie verirrten sich auf einer sumpfigen Wiese, Ihnen schimmerte von weitem ein trügender Glanz, Sie glaubten es wären Lichter, und ich habe Sie unter Irrwische geführt. Ist es meine Schuld, daß die Lichter nur jenseit des Grabes leuchten.

Selig sind die Unwissenden! Das delphische Orakel hatte wohl Recht den Socrates für den weisesten Menschen zu erklären, weil er gelernt hatte, daß er nichts wisse. O Apollo! was sind die allwissenden Recensenten in Deinen Augen?

Selig die Grönländer! welche glauben, daß ihre Seelen auf die Jagd gehen, tanzen und Besuche geben, indessen die Körper zu Hause ruhig schlafen. Selig die Lappen, welche an der Fortdauer der Seele zweifeln, aber an die Auferstehung der Bären festiglich glauben.

Ich habe Ihnen genug gesagt, schöne Julie, um Sie zu überzeugen, daß wir alle samt und sonders, von Thales bis tief herab zu Campe, von der Seele

nichts wissen. Wir bauen Systeme wie Kartenhäuser, ein Hauch wirft sie um. Wir verlieben uns in in unsere Theorien, wie Pigmalion in seine Statue, aber kein Gott belebt jene wie diese. Die Unwissenheit ist unsere Mutter, die Neubegier unsere Amme, Die Langeweile unser Lehrmeister. — Julie ist schön und gut, Julie ist meine Freundin — ich bin zufrieden mit meiner Weisheit.

Zweiter Brief.

Sie sind ein Sophist! sagte Julie neulich zu mir, als ich ihr zu beweisen strebte, daß, mich küssen, kein Verbrechen sei.

Was ist ein Sophist? frug ich rasch, und Julie besann sich, daß sie von dem Wesen und Unwesen dieser Herren noch sehr geringe Kenntniß habe, und trug mir auf, zur Abwechslung, einen Brief über diesen Gegenstand zu schreiben. Recht gern, schöne Julie, doch unter einer Bedingung: jedem Sophisten einen Knix, und mir am Ende einen Kuß.

Die Sophisten waren gewaltige Menschen, welche Alles beweisen konnten, und allenfalls im Stande waren Sie zu überreden, B — ch sei ein Genie und Frau v. B — psch eine Dichterin. Sie wusten

im Grunde eben so wenig als wir, und folglich gehört ihre Existenz in die Geschichte der Unwissenheit; aber sie konnten, wie die Berliner, den Leuten weiß machen, sie wüßten viel, und, weil die Welt von jeher sich durch Titel blenden ließ, so flößte Manchem schon ihr eitler Titel Ehrfurcht ein, denn Sophist, liebe Julie, heißt Lehrer der Weisheit, so viel als Doctor auf lateinisch, es gilt daher gleichviel, ob Sie Ihren Arzt Herr Doctor oder Herr Sophist nennen.

Die alten Philosophen, die wahren Weisen verhielten sich zu den Sophisten, wie ein Schauspieler zu einem Hannswurst, wie Schröder zu Ilgner. Ernst und mit Anstand lehrten die Philosophen Weisheit an verschlossenen Orten, nur ihre Lieblinge und und Eingeweyhte, und gaben, wie die Natur, Alles unentgeldlich. Die windigen Sophisten hingegen, durchzogen, wie Blanchard, ganz Griechenland von Stadt zu Stadt, und wo ein festlicher Tag gefeiert wurde, da waren sie flugs gegenwärtig und stiegen mit dem Luftballon ihrer schimmernden Beredsamkeit in die Wolken. Sie schwazten von Allem und über Alles, wusten jedem Dinge einen Anstrich zu leihen, lockten reiche Jünglinge in ihre Neze, und liessen sich tapfer bezahlen. Sie versprachen den Genuß einer Göttin, der Weisheit, und gaben an ihrer Statt eine Dirne, die Kunst zu schwazen. Gelehrte

Marktschreyer, welche heutzutage unter andern Gestalten spucken; wir nennen sie Journalisten.

Wollen Sie mir erlauben, schöne Julie, Ihnen einige dieser Herren vorzustellen? sie sollen Ihnen ein wenig gelehrten Hocus-Pocus vormachen, und Ihnen ein Lächeln abtrozen, hätten Sie auch eben die Mordgeschichte der französischen Freiheit gelesen.

Dieser alte Herr hier, mit dem ungekämmten Bart, heißt Xenophanes. Er kritisirte den Homer und den Hesiod, und machte sich lächerlich. Homers Gedichte leben noch, die Kritteleyen seines Recensenten sind vergessen. Als er einst dem Hieron, König zu Syriacus, seine Armuth klagte, und daß er nicht einmal zwey Knechte ernähren könne; antwortete ihm dieser: „schäme Dich! Homer, den Du immer tadelst, ist längst gestorben, und ernährt noch heute zehntausend Menschen.“ Er verstand darunter die Abschreiber von Homers Werken.

Xenophanes war Einer der ersten Sonderlinge, welcher behauptete, nichts auf der Welt lasse sich begreifen. Er läugnete Bewegung, Leben, Wachsthum und Tod. Er läugnete Alles, nur seine Unwissenheit nicht. Hier ist eine seiner berühmtesten Schlußfolgen:

Aus

Aus nichts wird nichts. Ein Ding das nicht immer existirt hat, kann nie existiren. Was immer existirt hat, ist ewig; das Ewige ist unendlich: das Unendliche ist einzig. Denn wenn es mehrere Wesen in sich faßte, so würde das Eine das Andere begränzen, und folglich wäre es nicht unendlich. Das Einzige ist überall sich selbst gleich, weil es sonst nicht Ein, sondern mehrere Wesen ausmachen würde. Es ist ferner unbeweglich und unveränderlich. Denn könnte es seinen Plaz verwechseln, so wäre es nicht unendlich, weil noch Raum ausser ihm existirte. Könnte es sich aber verändern ohne Verwechslung des Plazes, so würde etwas zu seyn anfangen, was nie vorher da war, und etwas zu seyn aufhören, was immer vorher da war. Beydes ist unmöglich, denn —

Halt! halt! Herr Xenophanes, Sie vergessen, daß wir vor einer Dame stehen. Sie sehen daß Julie gähnt, und ich hoffe, daß, wenn die Damen in Ihrer Vaterstadt Colophon gähnten, die Gelehrten, wie bei uns, so viele Lebensart hatten, abzutreten.

Hier erscheint ein anderer Graubart, er heißt Zeno. Sie werden sich ein wenig für ihn interessiren, wenn ich Ihnen erzähle, daß er bei dem Ver-

suche, sein unterdrüktes Vaterland zu befreien, gefangen wurde; daß die heftigsten Martern ihm kein Bekenntniß abtrozen konnten; daß er sich selbst die Zunge abbiß, und sie dem Tyrannen in's Gesicht spie, der dagegen die Grosmuth hatte, ihn in einem Mörser zermalmen zu lassen.

Dieser Herr Zeno leugnete, dem gesunden Menschenverstande zum Troz, die Bewegung. Es half nichts, liebe Julie, wenn Sie ihn auch zu einer Angloise aufforderten, und rasch mit ihm durch die Reihen walzten, er behauptete immerfort, Sie hätten sich nicht von der Stelle bewegt. Das bewieß er Ihnen folgender Gestalt:

Wenn ein abgedrukter Pfeil sich wirklich nach einem andern Orte hinbewegte; so müste er in Bewegung und Ruhe zugleich seyn. Das ist nicht möglich, folglich bewegt er sich gar nicht. Denn unleugbar ist der Pfeil in jedem Augenblicke in einem gewissen Raume, und zwar ruhend; denn wenn er eben herausgienge, so könnte man nicht sagen, daß er sich darinn befände. Wenn also der Pfeil in irgend einem Augenblicke sich wirklich bewegte, so würde er zugleich ruhen und fliegen müssen.

Ferner: ein Ding kann nicht an zwei Orten zu-

gleich seyn; auch können zwei Zeiträume nie zusammen existiren. Denn so wie der

Dienstag auf den Montag folgt; so ein Augenblick auf andern. Jeder fängt an, wenn sein Vorgänger aufhört, jeder muß aufhören, ehe sein Nachfolger anfangen kann. In welchem Augenblicke aber verläßt ein Pfeil seinen Plaz? gäbe es einen solchen Moment; so würde der Pfeil auf diesem Plaze zugleich seyn und nicht seyn. Das ist unmöglich, und folglich bewegt er sich gar nicht.

Wollte Gott! Zeno hätte Recht, so würde der Pfeil, der aus ihren Augen, schöne Julie, auf mich abgedrükt wurde, seinen Plaz nie verlassen haben; mein Herz würde nicht immer in Bewegung und Ruhe zugleich seyn, eine Sache, die er für unmöglich hält.

Ich verschone Sie mit einer langen Kette von Schlüssen, die ich über den Saz des Zeno noch hinter mir herschleppen könnte. Er bewieß Ihnen unter andern klar, daß, wenn Sie einer Schildkröte zwanzig Schritte vorgeben, der schnellfüßige Achill sie nicht einzuholen vermag. Sie lachen? und zeigen auf Ihren hüpfenden Bologneser? so machte es einst Diogenes, oder irgend ein anderer Wizling jener

Zeit, der dem Zeno lange zuhörte, länger als wir, endlich aufstand, und, statt aller Widerlegung, auf und nieder spazierte.

Diodor, ein Schüler des Zeno, büßte strenger für seine Trugschlüsse. Er hatte sich den Arm verrenkt, und suchte Hülfe bei einem Arzt, Nahmens Hierophiles. „Glaube doch ja nicht,“ antwortete ihm dieser boshaft lächelnd, „daß dein Arm verrenkt sei; denn in welchem Augenblick hätte er seinen Plaz verlassen?“ Davon ein andermal sprach Diodor beschämt, jezt bitte ich dich, hilf mir!

Ich komme zu einer andern Behauptung des Zeno, die noch weit drolliger ist als die vorige. Er will uns nemlich überreden, daß weder Sie noch ich, weder diese schöne Welt, noch Sonne, Mond und Sterne existiren. Hören Sie wie er das anfängt:

> Wenn irgend ein Wesen existirt, so ist es untheilbar, denn die Einheit kann nicht getheilt werden. Was untheilbar ist, ist nichts, denn ein Ding, das zu einem Andern hinzugefügt, keine Vermehrung, und abgeschnitten, keine Verminderung hervorbringt, kann man nicht unter die Wesen zählen; folglich existirt kein Wesen; folglich existirt nichts.

Kommen Sie in meine Arme, liebe Julie! über-

geben Sie mir Ihr schönes Nichts, damit ich ausrufen kann: ich besize nichts und bin glüklich!

Wer unterbricht mich in meinen süssen Träumen? ein Paar unausstehliche Gesichter! Herr Protagoras und Herr Prodicus. Jener war der erste, der seine Weisheit für baare Münze verkaufte. Vormals ein gemeiner Lastträger, sah Democrit ihn einst, wie er Holzbündel in einer Art von geometrischen Ordnung aufstellte, hielt ihn für ein verborgenes Genie, und machte ihn zu seinem Schüler.

Sein Nachbar Prodicus hatte eine allzeit fertige Rede, für welche jeder Zuhörer ihm fünfzig Drachmen bezahlen mußte. Das ist ungefähr achtmal mehr als wir für das beste Ifflandische Schauspiel geben, denn eine Drachme (wenn Ihnen daran liegt es zu wissen) war zwölf oder fünfzehn Copecken nach unserer Münze. Für diese 50 Drachmen konnte man lernen, daß zwischen Wahrheit und Irrthum, zwischen gut und böse, zwischen schwarz und weiß, kein Unterschied statt finde; daß Alles willkührlich sei, und daß das für sich eben so leicht beweisen lasse, als das wider. Die Athenienser fanden, daß ein solcher Mensch zum Glük seiner Mitbürger sehr wenig, zu ihrem Unglük sehr vieles beytragen könne. Sie jagten ihn weg, und verboten den Sophisten überhaupt in Rechtssachen zu advociren.

Was hilft es, daß wir ihn auch wegjagen? da donnert uns schon ein anderer entgegen. „Ich weis Alles!“ ruft er keck und trozig: „ich kann die Gemüther meiner Mitbürger leiten wohin es mir beliebt! ich kann den Unschuldigen verdammen, und den Bösewicht lossprechen! Krieg und Friede hängen an meinen Lippen!“ Dieser Prahler hieß nicht B — st — r sondern Gorgias. Doch steht es Ihnen frei, liebe Julie, an die Selenwanderung zu glauben.

Herr Gorgias war ein gewaltiger Mensch. Er bewies:

Erstens: daß nichts auf der Welt existire.

Zweytens: daß, wenn auch etwas existire, man es doch nicht begreifen könne. Und

Drittens: daß, wenn man es auch begreifen könnte, es sich doch nicht erklären lasse. Hier zur Probe der Beweis des ersten seine Säze:

Wenn Etwas ist, so ist es entweder wirklich, oder unwirklich, oder beides zugleich. Keiner von diesen dreien Fällen ist möglich, also ist nichts. Denn das Unwirkliche kann nicht existiren, weil es sonst zugleich seyn nnd nicht seyn müste. Das Wirkliche kann auch nicht existiren, weil es entweder ewig, oder hervorgebracht, oder beides zugleich wäre. Drei unmögliche Fälle. Denn wä=

re es ewig, so hätte es keinen Anfang, wäre folglich unendlich und unbegränzt, und also nirgends zu finden. Denn wäre es irgendwo, so müste es von dem, worinn es ist, verschieden seyn, und folglich nicht unendlich, weil es von etwas andern umschlossen würde. Das Umschliessende ist immer grösser als das Umschlossene; nun aber kann nichts grösser seyn als das Unendliche, folglich kann das Unendliche nicht irgendwo seyn. Es läßt sich auch nicht sagen, es sei in sich selbst enthalten, weil alsdann das worinn es ist, und das was in ihm ist, Einerlei, und das Wirkliche zweierlei seyn würde. Denn Raum und Ort wäre alsdann das worinn es ist, und Körper das was in ihm ist. Wenn also das Wirkliche ewig wäre, so wäre es auch unendlich, folglich nirgends, folglich existirt es gar nicht. Eben so wenig kann es hervorgebracht seyn; denn es würde seine Entstehung entweder etwas Wirklichem, oder etwas Unwirklichem verdanken. Das Erste ist unmöglich, weil wir immerfort fragen, und endlich doch wieder auf etwas Ewiges und Unendliches stossen müsten. Das zweite ist auch unmöglich, denn aus Nichts wird nichts.

Folglich, liebe Julie, sehen Sie abermals ganz klar, daß die Unwissenheit unser adamitisches Erb-

theil ist, und daß wir noch nicht einmal wissen, ob wir existiren.

Die grosse Kunst der Sophisten bestand in Fechterstreichen, und wenn auch diese nicht mehr helfen wollten, so suchten sie ihren Gegner in Zorn zu versezen, lauernd auf jedes verdrehbare Wort, das seinem Munde in der Hize entschlüpfte. Durch dergleichen ehrliche Mittelgen bewies einst Biester dem Doctor Stark die Tonsur auf seinem Haupte, und Mauvillon dem braven Zimmermann eine verleugnete Autorschaft. Mauvillon raisonnirte so:

Zimmermann bedient sich zuweilen des Wortes Neidhämmel; in einer gewissen Schrift werden die Neidhämmel auch nicht anders genannt als Neidhämmel, folglich hat Zimmermann sie geschrieben.

Lassen wir alle Schaafe und Hämmel auf dem grossen Viehmarkte unserer Litteratur, und gestehen wir, daß es am Ende doch immer noch besser sei, fünfzig Drachmen für die Rede des Prodicus zu bezahlen, als acht gute Groschen für Mauvillons hämischen Beweis.

„Aber wie lange,“ höre ich Sie fragen, wie lange dauerte dieses Unwesen unter den Griechen.“

So lange, schöne Julie, bis Socrates auftrat,

der Freund der Götter und der Menschen. Mit erkünstelter Einfalt und der Demuth eines Schulknaben trat er hinzu, hörte, bewunderte und fragte, als wolle er sich belehren lassen. Dann bat er um Erklärung dieses oder jenes Wortes, wollte wissen, was man doch eigentlich unter Tugend oder Laster, schön oder häßlich verstehe? reihte Frage an Frage, baute so künstlich und doch so scheinbar natürlich, eine auf die andere, deren jede mit Ja oder Nein beantwortet werden mußte; bis die Herren gezwungen waren, sich überwunden zu bekennen, oder eine Absurdität zu behaupten. Die Zuhörer lachten, Socrates schwieg bescheiden, die Sophisten sanken in Verachtung. Ihre Kunst ward Spielerey, ihre Kette von Ergo's ein Blendwerk für den Pöbel. Man gab zu, und selbst Aristoteles gestand, daß mancher ihrer paradoxen Säze unwiderlegbar sei; aber man hielt es nicht der Mühe werth, die Zeit mit Dingen zu vertändeln, welche keinen Sterblichen auch nur um ein Butterbrod reicher machen.

Doch hatte der biedere Socrates das Misvergnügen, selbst einen seiner Schüler in einen Sophisten ausarten zu sehen. Er hieß Euclid. Ihm warf Timon die Streitwuth vor, und er zog in Athen wie in Berlin viele Schüler, die ihm glichen.

Um Ihre schöne Stirne zu entfalten, lassen Sie uns immer noch ein wenig vor die Marktschreyer-

Bühne treten. Ein gewisser Eubulides erfand folgende Spielerey:

Epimenides von Kreta versichert, alle Kretenser wären Lügner. Er ist selbst ein Kretenser, folglich hat er gelogen; folglich sind die Kretenser keine Lügner; folglich sind sie glaubwürdige Leute, folglich muß man auch dem Epimenides Glauben beimessen, denn er ist ein Kretenser; folglich sind alle Kretenser Lügner.

Ein anderer raisonnirte so:

Dieser Mensch sagt, daß er lügt, und daran sagt er die Wahrheit. Wenn er also behauptet die Wahrheit zu sagen, so lügt er. Aber er sagt, daß er lügt, und sagt die Wahrheit; folglich lügt er.

Ein Dritter sezte voraus, jemand habe geträumt, man müsse nicht an Träume glauben, und baute darauf folgendes Argument:

Wenn dieser Mensch künftig nicht an Träume glaubt; so glaubt er auch zugleich daran. Denn er glaubt nicht daran, weil der Traum es ihm verbietet; und glaubt daran, weil er an den verbietenden Traum glaubt.

Ein Vierter, nahmens Chrysipp, trat auf, räusperte sich und sprach:

Wenn irgendwo ein Kopf ist, so hast Du diesen Kopf nicht. Nun ist aber wirklich irgendwo ein Kopf; also hast Du ihn nicht; und also hast Du keinen Kopf.

Ferner:

Wenn Du von einer Sache sprichst, so geht diese Sache Dir durch den Mund. Sprichst Du also von einem Frachtwagen; so geht der Frachtwagen Dir durch den Mund.

Welcher Hocus Pocus! und wie war es möglich, daß vernünftige Menschen, beym Disputiren über dergleichen Armseligkeiten, sich bis zum Sterben erhizen konnten? — ja, liebe Julie, bis zum Sterben! Diodor vermochte nicht den Stilpo zu widerlegen, und fiel todt zur Erde.

Das mochte wohl dem guten Stilpo herzlich leid thun, denn er war eine ehrliche lustige Haut, liebte Wein und Weiber, und sagte seine Meinung frei heraus. Das Erstere verzieh man ihm; das leztere verzeiht man nie, und es hätte fast ihm einst das Leben gekostet. Es war nemlich unter Tischfreunden und Zechbrüdern die Rede von der Minerva des Phidias, und Stilpo behauptete lächelnd: sie sei kein Gott, Welche Lästerung! man schauderte, man führte ihn vor den Richter. Er leugnete nicht, und half sich seinem Stande getreu, durch einen Sophismen.

„Minerva ist kein Gott," sprach er, „sondern eine Göttin."

Ein Andersmal nahm er sich die Freyheit, sich in Cybelens Tempel schlafen zu legen, ohngeachtet er Knoblauch gegessen hatte, da er doch recht gut wußte, daß Madame Cybele den Geruch von Knoblauch nicht vertragen konnte. Auch erschien die beleidigte Göttin ihm im Traume, und machte ihm bittere Vorwürfe über diesen Mangel an Lebensart. Seine ganze Antwort war: „gieb mir etwas besseres zu essen." Sie sehen, liebe Julie, daß der Mann die Damen ziemlich leicht behandelte.

Als Demetrius Poliocetes Megara plündern ließ, gab er Befehl, die Wohnung des Stilpo zu verschonen. Aber plündernde Soldaten schonen nicht gern, man raubte ihm Alles. Demetrius ließ ihn bitten, seinen Schaden zu würdigen, und bot ihm den Ersaz an. „Ich habe gar nichts verlohren," sprach Stilpo, „denn meinen Kopf konntet ihr nicht plündern."

Seine Tochter war eine galante Dame. „Was geht das mich an?" pflegte er zu sagen: „sie kann meinem Rufe nicht schaden, und ich dem ihrigen nicht helfen."

Ptolomäus Soter wollte ihn mit an seinen Hof nach Egypten nehmen. Er bedankte sich für die Ehre, und zog eine ruhige Einsamkeit auf der schönen Insel Aegina vor.

Wie gefällt Ihnen der Mann mit seinen jovialischen Grundsäzen? er ist mein Liebling unter den Sophisten, und um seiner Art zu leben und zu handeln willen, verzeihe ich ihm seine Streitwuth, seine Spizfindigkeiten. „Du raufst eine Hand voll Gras aus dem Boden,“ sagte er zum Exempel, „zeigst sie mir, und sprichst: das ist das Gras. Ich leugne es. Das Gras ist schon vor tausend Jahren. Was Du mir da zeigst, ist Gras, aber nicht das Gras; eben so wenig als man sagen kann: Hans oder Peter ist der Mensch, sondern: Hans oder Peter ist ein Mensch.“

Doch ich vergesse über dem ehrlichen Stilpo, den ich liebe, ganz den subtilen Chrysipp, den ich nicht leiden kann. Dieser kleine Mann, ein Zwerg von Gestalt, glaubte eine Riesenseele zu besizen, und war mit allen seinen Jämmerlichkeiten, so sehr von sich selbst eingenommen, als der unselige Bahrdt es nur immer seyn mochte. „Wem soll ich meinen Sohn empfehlen?“ fragte ihn einer seiner Freunde. „Mir,“ antwortete er, „denn ich kenne Keinen, der mich übertrift.“ Wollte sein Lehrer ihm einen Saz beweisen, so pflegte er zu sagen: gieb mir nur den Saz, den Beweis will ich schon selbst finden.“ Er verstand die Kunst auch andere zu überreden, daß er ein Phönix unter den Weisen sei, und die Griechen hatten ein Sprichwort: wenn die Götter jemals Schlüsse

machen wollen, so müssen sie sich der Logie des Crysipp bedienen. Er schrieb, wie Friedrich Schulz, mehr denn 700 Bücher, und die Recensenten sagten von ihm, was sie von Jenem verschweigen: „nehmt das, was Andern zugehört, von seinen Produkten weg, was bleibt übrig? — Papier.“

Das Schlimmste was ich von ihm zu sagen weiß, ist, daß Er ein einziges altes Weib zur Bedienung hatte. Natürlich wurde ihm die Zeit lang, und es war kein Wunder, daß Er, wie dieses alte Weib versichert, täglich fünfhundert Zeilen schrieb, und nicht fünfmal küßte. Sein plözlicher Tod ist beneidenswerth; denn als er einst einen Esel aus einer silbernen Schüssel Feigen fressen sah, kam ihm das so drollig vor, daß er sich darüber todt lachte. Heutzutage geschicht das täglich, aber kein Mensch lacht mehr darüber.

Unter die unnüzen Spizfindigkeiten, welche seinen Geist beschäftigten, gehört auch die Frage:

Ob die Dinge, welche nicht sind, nie gewesen sind, und nie seyn werden, doch möglich sind?

Gleichen diese sogenannten Weisen nicht jenen griechischen Künstlern Myrmecides und Callicrates? Der eine schuf aus Marmor einen Wagen mit vier Pferden, und sezte einen Fuhrmann darauf. Alles zusammen bedekte eine Mücke mit ihrem Flügel. Der Andere machte Ameisen, deren Füsse so klein waren, daß man sie mit blossen Augen nicht erkennen konnte.

Auch die Philosophie ist Marmor, den ein Kant zu grossen Kunstwerkern benuzt; nur Schade, daß er so oft auch zu Ameisen misbraucht wird.

Zuweilen waren die Sophisten Hexenmeister. Sie konnten ein einziges Gerstenkorn in einen ganzen Haufen verwandeln, wenigstens Sie zwingen, zu gestehen: dieses eine Korn sei ein Haufe. Das machten sie so, sie nahmen von einem Haufen ein Korn weg, und fragten: ist es jezt noch ein Haufe? — Antwort: ja. — Dann nahmen sie wieder Eins weg, und wiederholten die nemliche Frage. Antwort: ja. — Das sezten sie so lange fort, bis der Körner so wenige wurden, daß man endlich wohl einmal Nein antworten muste. Ergo, riefen sie dann triumphirend aus, ist das lezte Korn, welches wir wegnahnahmen, ein Haufe! denn als es noch dabei lag, erkauntest du diese Körner wirklich für einen Haufen.

Eben so behaupteten sie, daß Ein Tropfen Wein berausche. Denn hat der erste Tropfen nicht berauscht, so hat es der zweyte gethan, und so stiegen sie fort bis zum tausendsten, und fragten bey jedem Tropfen: gestehst du nun, daß der Mensch betrunken ist?

Eben so machten sie einen Menschen zum Kahlkopf, dadurch daß sie ihm ein einziges Haar ausrauften, denn sie frugen bei jedem ausgerissenen Haar: ist der Mensch ein Kahlkopf?

Ich habe versprochen, Ihnen ein Lächeln abzulocken, und ich hoffe, Sie werden gestehen, daß ich Wort halte. Horaz lachte auch. Er hörte den Schluß von den Gerstenkörnern, und baute darauf einen Andern, welchen ein gewisser depit ihm eingab. Doch war es kein depit amoureux. Die seynwollenden Kenner und Schöngeister nemlich, kickelten und kackelten, damals so wie heute, viel von den Alten, und von ihren Vorzügen vor den Neueren. Das verdroß den Horaz, der damals neu war, und vergaß, daß er auch einst ein Alter seyn würde. Er warf daher folgende Frage auf:

Wenn ein Werk der Dichtkunst, wie ein Faß Johannisberger, mit den Jahren besser wird, wie viele Jahre sind dazu erforderlich? Ein Dichter, der vor hundert Jahren starb, gehört er unter die vortreflichen Alten, oder unter die verachteten Neueren?

Antwort: unter die Alten.

Aber wenn er nun erst seit neun und neunzig Jahren tod ist?

Sie merken, liebe Julie, daß er immer ein Jahr abnahm, wie Chrysipp ein Gerstenkorn, und daß er so die Ehrfurcht vor den Alten lächerlich zu machen suchte.

Doch ich kehre wieder zu den Sophisten. Ein gewisser Zeno, ein Namensvetter des vorigen, und Stifter der stoischen Secte, bezahlte einen berühmten Sophismen mit zweihundert Drachmen. Schade daß wir nicht beurtheilen können, ob er so viel Geld werth war? Denn er ist für uns verlohren gegangen. Ich gebe Ihnen dagegen zu wohlfeileren Preisen noch ein paar andere.

Sie haben diesen Mittag neuen holländischen Hering gegessen, und trinken ein Glas Wasser, weil Sie glauben, das Wasser lösche den Durst? Keinesweges, sondern der Hering löscht den Durst. Das bewiesen die Sophisten folgendergestalt:

Gesalzene Speisen machen daß man viel trinken muß.
Viel trinken löscht den Durst;
Folglich löschen gesalzene Speisen den Durst.

Allerliebst! nur nicht überzeugend für einen Weltumsegler, der viel Pöckelfleisch vorräthig, und kein süsses Wasser mehr hat. Hier ist noch ein Dito:

Der Apostel waren zwölfe,
Judas war ein Apostel;
Folglich war er Zwölfe.

Das mögte Alles noch hingehen, hätten die Sophisten sich immer nur mit Kindereyen abgegeben. Aber

wehe dem Menschen! der die heiligsten Wahrheiten anzutasten sich erkühnt! Dahin gehört die Lästerung des Cotta: es ist kein Gott! welche Cicero uns aufbewahrte. Hier ist sein Beweiß:

Wer mag Gott begreifen, oder ihm eine Eigenschaft beilegen? — ist Gott weise? — nein; denn Weisheit besteht in der richtigen Wahl zwischen Gut und Böse. Für Gott ist nichts weder gut noch böse. Ist Gott vernünftig? — nein; denn die Vernunft dient, von bekannten Wahrheiten unbekannte abzuziehen. Für Gott ist nichts unbekannt. Ist Gott gerecht? — nein; denn die Gerechtigkeit ist nur eine gesellschaftliche Tugend. Ist Gott mäßig oder stark? — nein; denn Mäßigkeit und Stärke sezen Leidenschaften, Schmerz, Arbeit oder Gefahren voraus, lauter Dinge die dem höchsten Wesen fremd sind. Wie aber kann das, was gar keine Eigenschaften besizt, Gott seyn? Folglich ist kein Gott.

Das heißt mit andern Worten: Gott sieht nichts weil er Alles sieht; er kann nichts, weil er Alles kann.

Wenn ein Gott ist, sagten die Epicuräer, so muß er aussehn wie ein Mensch. Denn ein Gott ist sehr glüklich; glüklich kann man nicht seyn ohne Tugend; Tugend kann man nicht besizen ohne Vernunft; Vernunft aber findet man nur unter der menschlichen Gestalt; folglich muß Gott aussehen wie ein Mensch.

O über die bunte Taschenspielerey! Wer bedauert nicht die armen Jünglinge, die um Geld und Zeit so jämmerlich betrogen wurden.

Ich habe, ich weiß nicht mehr wo, ein Geschichtgen gelesen, wie ein Sophist sich einst in seiner eignen Schlinge fieng. Er hatte die Erziehung eines Jünglings übernommen, alle seine Wunderkünste ihn zu lehren versprochen, und sich eine große Summe ausbedungen, im Fall sein Zögling nach überstandenen Lehrjahren seinen ersten Proceß gewinnen werde. Sollte er ihn aber verlieren, so verlange er, der Lehrer, keinen Heller für seine Mühe. Einige Jahre verstrichen, der Jüngling wurde Meister seiner Kunst. Der alte Sophist absolvirte ihn, und harrte nun des ersten Processes. Jener war aber so gescheit gar keinen Proceß zu führen. Darüber klagte der Alte vor Gericht.

„Bist du nicht wunderlich?“ versezte der Jüngling: „begreifst du nicht, daß, wenn ich diesen Proceß gewinne, ich dir kraft richterlichen Ausspruchs nichts zu zahlen schuldig bin? verliere ich ihn aber, so zahle ich dir auch nichts, eben weil ich ihn verlohren habe.“

„Gerade umgekehrt!“ entgegnete der Alte. „Verlierst du den Proceß, so mußt du mir kraft richterli-

chen Ausspruchs zahlen. Gewinnst du ihn aber; so mußt du mir auch zahlen, eben weil du ihn gewonnen hast.“

Kurz, der alte und junge Sophist machten die Richter so verwirrt, daß sie beide Partheien nach hundert Jahren wieder bestellten. Wir wollen, liebe Julie, es machen wie jene Richter, und sämmtliche Sophisten, vom Zeno bis zu M.***, auf hundert Jahre aus unsrer Gegenwart verbannen. Auch rathe ich Ihnen, Ihr Vorzimmer ausräuchern zu lassen, als sey die Pest darinn gewesen, denn die Moral dieser Herren war schlimmer als die Pest.

Mit dem Tode, lehrten sie, hört Alles auf. Alle Handlungen sind gleichgültig. Das Recht des Stärkeren ist das erste Gesez. Es ist schändlich Uurecht leiden, wenn man stark genug ist, Unrecht zu thun. Andere beherrschen, jede Fessel zerbrechen, so viele Begierden in sich erregen als man kann, und diese auf jede mögliche Art befriedigen, ist die höchste Glükseligkeit; glükliche Bosheit die höchste Weisheit.

Solche häßliche Grundsäze, verbunden mit zügellosen Sitten, verschlossen ihnen endlich die Herzen der Menschen, und ihr Nahme ward ein Schimpfwort. Mir, liebe Julie, haben sie nach zweitausend Jahren zu einem neuen Beweise gedient: daß die Menschen nie etwas wußten, und nie etwas wissen werden; daß

es eine kleine Kunst ist, Alles zu bezweifeln; aber eine grosse Kunst, auch nur das Daseyn der Haarnadel, welche vor Ihnen auf dem Tische liegt, unwidersprechlich darzuthun. Wenn Sie mir heute einen Kuß geben, so werde ich morgen zweifeln, ob ich ihn erhalten habe. Drum werden Sie mich täglich küssen müssen, wenn ich einst sterbend in Ihren Armen bekennen soll: Julie hat mich geküßt!

Die Fortsezung dieser Briefe im zweiten Bande.

Der lange Hans
oder
die Rechte des Menschen.
Ein Freiheits-Roman.

Erstes Buch.

Erstes Kapitel.

Der lange Hans geht mit dem Junker auf Reisen.

Am Gestade des baltischen Meeres liegt ein kleines Land, welches größtentheils von Collegen-Assessoren bewohnt wird. Die Knaben kommen daselbst als Gardesergeanten auf die Welt, wachsen und gedeihen, werden brav wie ihre Väter, nehmen Weiber die ihren Müttern gleichen, säen und erndten; bis sie endlich hinüber schlummern in eine bessere Welt, wo der Roggen tausendfältig trägt, und die Ukrainischen Ochsen mit Lavendel gemästet werden.

Die Mädgen sind kleine, hübsche, gute, eitle Geschöpfe, schiessen lustig und saftig in die Höhe wie wilder Spargel, heirathen ohne Liebe, verlieben sich hinterdrein in ihre Männer, und leben ganz vergnügt, ohne zu wissen wie? und sterben ganz ruhig, ohne zu wissen warum?

Nun begab es sich vor wenig Jahren, daß ein reicher Edelmann einen Sohn hatte, der als Gardesergeant sein neunzehntes Jahr erreichte. „Er soll auf Reisen gehn" sagte der Vater.

„Das soll er" sagte die Mutter.

„Es wäre besser er bliebe zu Hause" meinte der Hofmeister, „denn er ist zu jung."

„Er ist ein alter Edelmann" sagte die Mutter.

„Meine Familie blühte schon zu den Zeiten der Heermeister" sagte der Vater.

„Sie blüht noch" dachte der Hofmeister, „aber die Früchte reifen nicht."

Er gieng und schnürte sein Bündel, den Papa und Mamma fanden, daß es lächerlich seyn würde, einen so wohlgewachsnen jungen Menschen am Gängelbande durch Europa führen zu lassen.

„Ich geb' ihm einen vollen Beutel mit" sagte der Vater.

„Und ich meinen Segen" sagte die Mutter. „Der mütterliche Segen bauet den Kindern Häuser."

„Aber er soll ja kein Haus bauen“ meinte der Hofmeister, „er soll auf Reisen gehn. Da sind hundert Fallstrike, in welchen ein junger Gardesergeant sich verwikeln kann. Grobe Postmeister, schelmische Gastwirthe, buhlerische Dirnen, falsche Spieler —“

„Oho!“ sagte der Vater: „mir ist nicht bange. Er wird die Postmeister prügeln, die Gastwirthe prellen, die Dirnen küssen, und die Spieler fangen. Er versteht Boston und Tritri; Faro hab' ich ihn selbst gelehrt.“

Der Hofmeister. Wenn er doch nur in der Geographie ein wenig bewandert wäre. Er kennt die Welt so wenig als den Mond. Er hält Amerika für eine deutsche Provinz, weil er einmal gehört hat, daß die deutschen Fürsten Truppen dahin senden.

Der Vater. Nach Amerika soll er auch nicht. Das liegt mir zu nahe an England, und die Engländer sind mit ihrer Freiheit unausstehliche Menschen. Nein, er soll mir fein in Europa bleiben, da will ich ihm Krebels europäische Reisen mitgeben, da steht es haarklein wie viele Meilen man von einer Stadt zur andern fahren muß, und was brauchts mehr?

Die Mutter. Recht mein Schaz! und der lange Hans soll ihn begleiten.

Der Vater. Das soll er. Herr Hofmeister ich bin ihr Diener. — Ihre Dienerin mein Herr. — Unterthäniger Diener!

So erhielt der brave Herr Ehrlich den Abschied, und der lange Hans trat quasi an seine Stelle.

Wer war denn dieser lange Hans?

Er war entsprossen aus den traurigen Ueberresten jenes ehemals freien Volkes, welches unter dem Namen der Tschuden die Küsten der Ostsee bewohnte, und vor sechshundert Jahren von Pfaffen und Schwerdtbrüdern unterjocht wurde. Er war vielleicht ein Abkömmling ihrer Fürsten, jezt nur ein Sklave, und schon in früher Kindheit dem jungen gnädigen Herrn als Spielkammerad zugesellt. Das heißt: er mußte te seinen Rüken herleihen, wenn der Junker auf einen Baum klettern wollte: er mußte zum Ziele dienen, wenn der Junker mit Schneeballen warf; und Schläge leiden, wenn der Junker eine Tasse zerbrach.

So waren sie miteinander aufgewachsen. Aus einem Spielgesellen wurde der lange Hans zum Kammerdiener, der dem Junker bei Tische den Teller reichte, und nach Tische ein Mädgen verkuppelte.

„Ja, der lange Hans soll mit ihm reisen“ sagte der Vater. „Ich werde ihm eine Livree machen lassen nach den Feldern meines Wappens, einen rothen Rok mit blauen Aufschlägen, und weil die Helmzierrathen golden sind, so muß die Weste brandgelb seyn.“

„Ja brandgelb“ sagte die Mutter.

„Nun dem Himmel sey Dank!“ versezte der Vater; „so wäre ja das Wichtigste besorgt.“

Zweites Kapitel.

Reise - Merkwürdigkeiten.

Vier Rappen sind angeschirrt, der Wagen steht vor der Thür, der Koffer ist aufgepakt, der Speisekorb lächelt, das Flaschenfutter winkt.

„Nun leb wohl mein Sohn! reise in Gottes Namen.“

Referent dieser lehrreichen Geschichte muß hier eine Bemerkung machen: die Menschen verrichten ihre dummen Streiche fast immer im Namen Gottes, und die klugen in ihrem eignen Namen. Das ist bequem. Wenn die leztern gelingen, so machen sie sich selbst ein Kompliment; und wenn die erstern mißlingen, so sezen sie getrost den schlechten Erfolg auf Gottes Rechnung. — Nun so mögt ihr's denn haben, ihr Narren! reise, reise mein Söhngen, in Gottes Namen!

Der Junker läßt den aufkeimenden Bart noch einmal von mütterlichen Thränen befeuchten, der lange Hans schüttelt dem Stubenmädgen die Hand, und — fort sind sie! über alle Berge würde ich sagen, wenn es in Liefland Berge gäbe.

„Nun Hans, nun wollen wir uns etwas zu gute thun. Fünfhundert Dukaten im Beutel, damit kann man reisen bis an's Ende der Welt.“

Hans. Und wohl noch weiter.

Der Junker. Das sage ich dir, wir mögen seyn wo wir wollen, so mußt du mir alle Abend Bierkäse *) schaffen.

Hans. O warum nicht! für fünfhundert Dukaten kann man viel Bierkäse machen.

Der Junker. Wir wollen uns in Bierkäse baden.

Hans. Wir wollen uns drinn ersäufen.

Eine lange Pause. Die Einbildungskraft unserer Reisenden schwamm in Bierkäse. Endlich hub der Junker an: es ist doch ein närrisch Ding ums Reisen. Sieh den Wald hab' ich in meinem Leben nicht gesehn.

Hans. Die Bäume sehen gerade aus wie bei uns.

Der Junker. Auch die Kühe, Hans. Schau nur einmal den Bollen. Alles versezt mich in meine Heimath. Es ist mir als ob ich den Papa vor mir sähe.

Hans. Und die gnädige Mamma! was sie doch jezt machen mögen?

Der Junker. (zog die Uhr aus der Tasche.) Es ist fünf Uhr. Jezt sizen sie am Theetische.

Hans. Und Fräulein Annchen schmiert Butterbrod.

Der Junker. Ach ja! Butterbrod!

*) Eine in Lief- und Ehstland sehr beliebte Abendspeise.

Sein Herz ward bei dieser Betrachtung Butterweich, und eine Thräne trat in sein Auge, wie ein Salztropfen, der aus frischgeschlagener Butter hervorquillt.

Unter dergleichen herzrührenden Gesprächen kamen sie nach Riga. Dort behagte dem Junker der rigische Lachs, und er gieng nicht eher von dannen, bis er vierzig Pfund geräucherten Lachs verzehrt hatte. Er schrieb einen Brief an die Mamma, und legte eine dünne Scheibe von dem Lachse hinein. Die Mamma hatte eine große Freude darüber, ob sie gleich den Brief nicht mehr lesen konnte. Sie zerschnitt die dünue Scheibe in zwanzig kleine Stüke und sandte an jeden Nachbar einen Bissen.

In Königsberg besah er die Orgel mit 5000 Pfeifen, und konnte nicht begreifen, wo 5000 Menschen Plaz hätten, um auf allen diesen Pfeifen zu blasen. Er hörte, Kant sey ein grosser Philosoph. Flugs gieng er hin, und bat ihn um Erklärung dieses Wunders. Kant lachte ihm ins Gesicht, und der Junker schrieb an die Mamma: Hier ist eine Orgel mit 5000 Pfeifen, die so pfiffig eingerichtet ist, daß der grosse Kant selbst, von dem doch die berühmten Kantäpfel den Namen haben, nur lachen muß, wenn er davon spricht.

In Pillau besuchte er die Störbude wo der Kaviar zubereitet wird, und in Elbingen aß er Butterbrod.

In Danzig bewunderte er das große Hirschgeweih auf der Börse, und umarmte den spaßhaften eisernen Ofen.

In Berlin kaufte er Nicolais Reisen, weil er eine Fortsezung davon schreiben wollte. Als er aber nach Leipzig kam, vergaß er diesen löblichen Vorsaz, verhandelte das Buch um den halben Werth, das heißt sehr wohlfeil, und verschmaußte das Geld in Leipziger Lerchen.

In Weimar besuchte er Wieland, weil man ihm gesagt hatte, Wieland sey ein merkwürdiger Mann. Er schrieb darauf an die Mamma: ich habe Wieland besucht, und er hat mich gefragt: ob die Wege schlecht wären? Die Mamma schikte den Brief in der ganzen Nachbarschaft herum.

In Eisenach bestieg er die Wartburg, wo Doctor Luther das Dintenfaß nach dem Teufel warf. Heutzutage ist der Teufel geschmeidiger gegen die Doctoren geworden, und läßt sich sogar herab, dem Doctor B—st—r das Dintenfaß selbst zu halten.

In Fulda trank er Johannisberger, in Worms Lieb-Frauen-Milch, und in Heidelberg verliebte er sich in das große Faß. Endlich kam er nach Straßburg, wo es ihm übel gieng.

Drittes Kapitel.

Der lange Hans empfiehlt sich.

Gerade damals sperrten die Straßburger die Mäuler auf, um die Freiheit zu empfangen wie eine gebratene Taube. Freie Menschen wurden von ihren freien Brüdern ermordet, geplündert; kurz es stand Einem Alles frei, nur das nicht frei seyn war bei Laternenstrafe verboten.

Was geschah? Der Junker gieng auf dem Paradeplaze spazieren. Hinter ihm trabte Hans, mit zwei schönen dicken Locken, schneeweiß gepudert, und einem steifen Zöpfgen, das naseweiß bald rechts bald links die Achsel schlug.

Kurrat! erscholl es auf einmal in das Ohr des jungen Herrn.

Kus Kurrat? sprach dieser und drehte sich um nach seinem Waffenträger, der das Maul weit aufriß, und ein freundliches Echo zurükgab.

Der Leser muß wissen, daß der Teufel auf ehstnisch Kurrat heißt, und sich in Ehstland, so wie in der ganzen Welt, das Privilegium errungen hat, seinen Namen als Fluch gebrauchen zu lassen. Man denke sich das Erstaunen des jungen Herrn, als auf dem Paradeplaze zu Straßburg, so weit von seiner Hei-

math, der wohlbekannte Lieblingsfluch plözlich in seine Ohren tönte. Mit neugierigen Bliken suchte er ringsumher das Maul, aus welchem jener Teufel gefahren war.

Siehe da lag auf der Erde ein Perukenmacher, und auf dem Perukenmacher lag ein Schlössergesell, der mit einem großen Kirchenschlüssel den Sohn des Puders unbarmherzig zerhammerte. Du Teufel! schrie er dabei auf teutsch, und jener gab ihm die ehstnische Uebersezung sogleich mit einem Kurrat zurük.

„Hans!" sagte der Junker: „der da unten liegt, und so grimmig gewammst wird, ist unser Landsmann. Geh, hilf ihm los von dem Satan der auf ihm herumpaukt."

Hans gieng, und pakte den Schlössergesellen bei den Haaren, und stieß ihn mit der Nase unsanft auf das Steinpflaster. Der Perukenmacher bekam Luft, zog flugs seinen Kamm aus der Tasche, und krazte blutige Furchen in seines Gegners Wangen, der indessen mit dem Kirchenschlüssel ein blaugeflektes Denkmal auf die Stirn des langen Hans zeichnete, und mit der Faust in die oberwähnten dicken Locken fuhr. Der Junker stand dabei und lachte, daß ihm die Adern schwollen, und die Baken glühten.

Endlich mußte der Schlössergesell der Uebermacht der Ehsten weichen. Er entschlüpfte ihren Fäusten, und verschwand in der nächsten Straße; ein Strom

von Kurrat! Kurrat! braußte hinter ihm her. Die Sieger umarmten sich brüderlich und machten hinterdrein Bekanntschaft miteinander.

„Der Kerl hat mir meine schönen dicken Locken zerkrazt" sagte Hans. Sogleich erbot sich der dankbare Friseur sie wieder auszubessern, und schlenderte mit seinem Befreier nach dem nahen Gasthofe. Der Junker blieb allein zurük.

„Landsmann!" sprach Hans, als er auf dem Schemel saß, und sich die Haare zausen ließ, „du hast derbe Prügel bekommen. Sag an, was that dir der Schlössergesell?"

Friseur. Der Hund hat gesungen: o Richard! o mon roi! l'univers t'abandonne.

Hans. Was heißt das auf deutsch?

Friseur. O König Richard! die Welt läßt dich sizen.

Hans. Nun so laß ihn auch sizen. Was geht er dich an? Wer ist der König Richard?

Friseur. Ein Opernkönig.

Hans. Vermuthlich frisirst du ihn?

Friseur. Ich einen König frisiren? Pfuy Kurrat!

Hans. Warum denn nicht? Die Könige bezahlen gut.

Friseur. Alle Könige sind Tyrannen. Sie frisiren, das hieße ihre Fesseln tragen.

Hans.

Hans. Narr! wenn du doch einmal frisiren mußt, ob du einen Perukenstock frisirst, oder einen Königskopf, das ist einerlei.

Friseur. Lieber will ich Pommade fressen, auf der harten Diele schlafen, und meinen Puderbeutel zum Kopfkissen gebrauchen. Freiheit, Brüdergen! Freiheit! Wir schwimmen hier in der Freiheit wie Enten in der Pfüze.

Hans. Ho ho! mein Junker wird mich auch frei lassen, sobald wir nach Ehstland zurükkommen.

Friseur. Frei lassen? — Du bist frei gebohren. Hast du die Rechte der Menschen gelesen?

Hans. Ich kann nicht lesen.

Friseur. Das mußt du lernen.

Hans. Was steht denn darinn?

Friseur. Da steht, daß du gehen kannst wohin du willst, thun was du willst, reden was dir in's Maul kommt. Du kannst in Kutschen fahren, du kannst Maire werden. —

Hans. Maire? was ist das?

Friseur. Das ist so viel als Geheimderath.

Hans. Geheimderath? Poz Element! ich will frei seyn.

Friseur. Du kannst sagen; der oder der soll das Land regieren; oder du kannst es auch selbst regieren, wenn es dir beliebt.

Hans. Potz Element Brüdergen! freilich beliebt es mir.

Friseur. So laß den Junker im Stiche.

Hans. Aber wenn er mich prügelt?

Friseur. So prügle ihn wieder. Bist du nicht stärker als Er?

Hans. Ich den Junker prügeln? was würde unsere gnädige Mamma dazu sagen?

Friseur. Die gnädige Mamma hat hier nichts zu befehlen. — Wohlan deine Locken sind fertig. Ich will dich in unsern Clubb führen, da sollst du noch ganz andere Dinge hören.

Hans. Was ist das, ein Clubb?

Friseur. Ein Clubb ist ein grosser Saal, wo viel geschwazt wird.

Hans. So komm, ich mag wohl schwazen hören.

Friseur. Zieh vorher den rothen Rock aus. Es ist eine Schande Livree zu tragen.

Hans. Ich habe kein anderes Kleid.

Friseur. Nimm Eines vom Junker.

Hans. Das wäre ja gestohlen.

Friseur. Possen! die Natur schuf ihre Gaben für Alle, ein jeder Mensch hat gleiche Rechte daran.

Hans. Ja so. Was meynst du von dem dunkelblauen Frack mit Gold gestikt? sollte die Natur den wohl für mich geschaffen haben?

Friseur. Wenn er dir ansteht? warum nicht?

Husch! fuhr der lange Hans in den blauen Frak des kleinen Junkers, dessen Ermel ihm bis an die Ellenbogen reichten. Die brandgelbe Weste stach recht schön dabey ab. Sein Landsmann heftete ihm eine National-Kokarde an den Hut, und so trabten sie miteinander fort.

Als sie über den Paradeplaz giengen, traute der Junker seinen Augen nicht. „Hans! rief er, wo willst du hin?

„Ich will Maire werden" sprach Hans trotzig und gieng fürbaß.

Hm! dachte der Junker, der lange Hans hat Verstand verlohren. Er spazierte auf und nieder bis es Abend wurde, und schlief bis es Morgen wurde, und aß bis es Mittag wurde, aber der lange Hans kam noch immer nicht nach Hause. Endlich kam er, und taumelte und stammelte: „Ihr Diener mein Herr! ich will frei seyn."

„Hans du bist besoffen" sprach der Junker.

„Ja," sagte Hans, „ich habe mich im Becher der Freiheit berauscht."

„Warum hast du meinen blauen Frak angezogen?"

„Der Frak ist mein, die Natur hat mir ihn gegeben?"

Der Junker griff nach dem Stocke, Hans lief davon.

Der Junker sezte sich, und schrieb an die Mamma: Hans ist davon gelaufen!

Viertes Kapitel.

Hans am Laternenpfahl.

Arm wie eine Kirchenmaus, aber frei wie ein Vogel in der Luft, flink wie ein Rehe im Walde, und froh wie ein Fisch im Wasser, gieng Hans zum Straßburger Thore hinaus; wohin? gerade nach Paris. Er hungerte von Straßburg bis Nancy, er hungerte v. Nancy bis Chalons. „Ich bin frey," dachte er; „aber ich habe nichts zu essen. Wo bist du lieblicher Bierkäse! Du treuer Begleiter von Riga bis Straßburg!" Er schöpfte klares Wasser aus der Marne, und hatte kein anderes Geschirr als weil. Diogenes. Gern wäre er des Nachts in eine Champagnertonne gekrochen, aber er schlief gewönlich unter dem grossen Sternenzelt. Gern hätte er am Tage eine Mahlzeit erbettelt, aber ausser dem Worte liberté verstand er nicht eine Sylbe französisch.

Er lief bis seine Füsse wund waren, und beweinte oft die Trennung von seinem alten Gefährten dem Kutschbock auf des Junkers Kalesche. Zuweilen

stellte er Betrachtungen über die Freiheit an: „Als ich noch ein Sklave war, hatte ich Essen und Trinken vollauf, und ein warmes Bett, und gesunde Füsse, und ein frisches Herz. Hungern und Dursten heißt hier zu Lande frey seyn. Aber nur Geduld! In Paris hat die Freiheit einen Tempel von Pasteten erbaut, die Strassen sind mit Rebhühern gepflastert, und ein breiter Champagner-Strom fließt mitten durch die Stadt.“

Durch diesen Trost gestärkt, legte er sich an einem schönen Sommertage wohlgemuth unter eine Eiche, der Schlaf wiegte den Hunger ein, er schlief bis die Dämmerung hereinbrach. Plözlich zupfte ihn etwas am Ermel. Er riegelte die Augen auf, siehe da stand vor ihm ein Mann von der Garde des Königs. Der Schnurbart, die weisse Kokarde am Hut, das lederne Wamms, die blanken Stiefeln, der breite Säbel, der klirrende Sporn, flößten dem hungrigen Wanderer Ehrfurcht ein.

„Rette mich aus einer grossen Gefahr!“ sprach der Fremde, dessen schwarzer Bart ein leichenblasses Antliz beschattete: „gieb mir deinen blauen Frack mit Gold gestikt, und nimm zum Dank meine Uniform, nebst Allem, was ich bei mir habe.“

Hans verstand nicht ein Wort; er glupte schüchtern nach dem breiten Säbel, und vermeynte sich bei dem Fremdling in Gunst zu sezen, indem er das Lo-

sungswort der Neufranken, liberté, herausstammelte. Paff! versezte ihm der Andere einen Backenstreich, zog seinen Säbel, fuchtelte, murmelte, brummte, fluchte; fieng endlich ohne weitere Umstände an sich auszukleiden, und zwang unsern Helden ein Gleiches zu thun. Nachdem sie auf diese Weise vom Kopf bis zu den Füßen getauscht hatten, warf der Fremde einen Beutel ins Gras, schwang sich auf seinen flüchtigen Rappen und trabte davon.

„Kurios!“ dachte Hans, und besah sich mit Wohlbehagen von oben bis unten: „er schlägt mich, er fuchtelt mich, er wirbt mich zum Soldaten, er schenkt mir Handgeld, und reitet davon.“ Lächelnd, wie man über eine unbegreifliche Albernheit lächelt, öffnete er nun den Beutel, und fand zehn Goldstücke darin. Juchhey! es lebe die Freiheit! rief er laut, indem er den Hut mit der weissen Kokarde lustig über dem Kopfe schwang. Rasch eilte er von dannen, um noch vor Nacht das nächste Städtgen zu erreichen, dessen Thürme in der Ferne vom lezten Strahl der Abendsonne beleuchtet wurden. Aber das Gehen ward ihm saurer als vorher, denn bald verwikelte er sich in die langen Sporn, bald stolperte er über den breiten Säbel, der ihm alle Augenblike zwischen die Beine kam.

Endlich langte er glüklich im Thore an, und blieb vor einem Bekerladen stehen. Die Frau des

Beckers schrie als sie ihn erblikte, und warf ihm ein grosses Brod ins Gesicht. Die Beckerknechte stürzten aus dem Hause, der Pöbel versammelte sich, man stieß, man schlug von allen Seiten auf ihn los, gewaltige Steine pfiffen ihm am Ohr vorbei, und ganze Ladungen Koth bepflasterten sein Antliz. Vergebens schrie er in dieser Noth liberté! liberte! es war um ihn geschehen, wenn nicht die Municipalität noch zu rechter Zeit herbei eilte, ihn aus den Klauen des Pöbels zu retten.

Man führte ihn auf das Rathhaus, man legte ihm mit grossem Ernst viele Fragen vor, die er aus guten Ursachen alle unbeantwortet ließ. Man hielt ihn für verstokt, weil er nicht reden wollte, und sandte ihn unter einem sichern Geleite nach Paris.

Dort durchsuchte man seine Taschen. O weh! da fand man einen Brief von einer Kammerfrau der Königin, in welchem sie ihn um Mitternacht zu einem Rendez vous auf die Terasse von den Tuillerien bestellte. Verrätherey! riefen die Richter; liberté! schrie Hans. Man wollte ihn ins Gefängniß führen, aber der jauchzende Pöbel riß ihn aus den Händen der Schergen, und schleppte ihn an den Laternenpfahl.

Liberté! wimmerte Hans weinend. Ja, ja, liberté! antwortete man ihm lachend, du stirbst für die Freiheit.

Schon war ein dienstfertiger Savoyarde hinaufgeklettert, und hatte einen neuen Strik um den eisernen Arm des Pfahls gewunden, schon kizelte dieser Strick am Halse unsers Helden, als zu seinem Glüke der Herr von Vietinghoff, Commandant von Paris vorbei ritt. Dieser Herr ist bekanntlich aus einer liefländischen Familie, und da Hans in Verzweiflung und Todesangst, eben anfieng in seiner Muttersprache zu fluchen und zu beten; so wurde jener aufmerksam, ritt herzu, zerstreute das Volk, befreyte den armen Sünder, fragte, hörte, lachte, erklärte die Geschichte den Umstehenden, das Lachen pflanzte sich fort, der Savoyarde ließ den Strik fallen — und Hans lief davon.

Fünftes Kapitel.

König Hans.

Als der Kommandant von Paris seinen Landsmann vom Laternenpfahl gerettet hatte, ließ er ihm noch durch die Ordonnanz einen alten Oberrock zuwerfen, mit der Warnung, das gefährliche Reuterwamms darunter zu verstecken. Hans gehorchte zitternd. Er vertauschte überdiß den breiten Säbel gegen einen Knotenstok, den Hut mit dem Federbusch gegen eine JacobinerMüze, und die blanken Stiefeln gegen ein

Paar zerrissene Schuh. So ausstaffirt lief er über Hals und Kopf zum Thore hinaus, mit dem Vorsaz, über Metz ins heilige römische Reich zu wandern; denn jenes fürchterliche Abentheuer hatte ihm die gute Stadt Paris verhaßt gemacht.

Von den Goldstücken des Fremden besaß er noch mehr als die Hälfte, und litt daher an Bierkäse keinen Mangel. Auch gieng die Wanderschaft glüklich von statten bis St. Mennehoud. Dort begaffte ihn der lauersame Postmeister von oben bis unten, stuzte, wiegte sein Haupt bedenklich, zog ein Assignat aus der Tasche, und schien Vergleichungen anzustellen. Bald brummte er in den Bart: hm! hm! bald flüsterte er dem Nachbar ins Ohr und zwinkerte mit den Augen. Der Nachbar flüsterte weiter; das Flüstern reichte bald von einem Thore zum andern. Jung und Alt strömte herzu, wer Assignaten hatte, holte sie hervor, und wer keine hatte, schielte dem Andern über die Achsel. Der lange Hans saß in einem dichten Kreise, und konnte nicht begreifen, warum die Leute ihn begafften?

Der Leser muß wissen, daß unser Held das Glük hatte, dem Könige von Frankreich sehr ähnlich zu sehen. Freilich würde Lavater die Silhouette seiner Bienenkönigin zu Rath gezogen, und sogleich bemerkt haben, daß ihm die Königslinie fehlte; aber die Einwohner von St. Mennehoud hielten sich an

ihre Assignaten. Das Brustbild auf denselben sah aus wie ein gutmüthiger König, und Hans wie ein gutmüthiger Pinsel. Die Königslinie und die Pinsellinie waren so in einander verschmolzen, daß Lavater selbst hätte Postmeister seyn müssen, um das Pinselhafte von der Majestät zu scheiden. Folglich wurde es in den Köpfen der ehrlichen Mennehouder immer gewisser, daß der Mann, der sich so eben ein paar gebratene Schweinsfüsse bestellt hatte, ihr König sei.

Wer jemals durch dieses Städtgen gereist ist, dem wird bekannt seyn, wie man daselbst ein Geheimniß besizt, die Schweinsfüsse so zuzurichten, daß man sie mit samt den Knochen verzehren kann. Der wißbegirige lange Hans hatte diesen Umstand in Erfahrung gebracht, und seine erste Sorge war, dem Gastwirth seinen Wunsch nach dieser Leckerspeise verständlich zu machen; welches ihm auch gelang, indem er auf ein Ferken zeigte, das im Hofe herumlief, dann auf seine eigenen Beine, und endlich auf den Bratenwender der am Feuer stand.

„Er will nicht sprechen," flüsterte der Postmeister, „weil er sich zu verrathen fürchtet. Aber nur Geduld! er soll uns nicht entwischen."

Als nun der hungrige Hans eben sein Taschenmesser hervorzog, um den gebratenen Feind in Stüken zu hauen, siehe da trat vor ihn ein kleiner diker

Mann, der mit einer zierlichen Verbeugung und schnarrender Stimme also anhub: „Sire! wir kennen Ew. Majestät wohl. Sie sind irre geleitet, Sie sind auf der Flucht begriffen; aber Ihre getreue Unterthanen werden nicht zugeben, daß das verwaiste Frankreich um Ihren Verlust traure. Ich habe mir die Freiheit genommen, eine Postchaise anspannen zu lassen, in welcher Sie die Gnade haben werden, sogleich nach Paris zurük zu kutschen.

Hans lachte dem Redner ins Gesicht, denn er verstand nicht ein Wort, und in solchen Fällen pflegt man sich gewöhnlich durch Lachen zu helfen. Aber der kleine dike Mann nahm sein Lächeln für ein Bekenntniß. Der Patriotismus machte ihn so kühn, die geheiligte Majestät beym Arme zu ergreifen, und ziemlich unsanft von der Bank zu ziehen. Hans sträubte sich vergebens. So oft er auf die gebratenen Schweinsfüsse zeigte, so oft zeigte jener auf die angespannte Postchaise, und nöthigte ihn endlich sich seiner eignen Füsse zum Einsteigen zu bedienen. Ein paar Nationalgarden pflanzten sich auf den Kutschbock, und so rollte der Wagen, mit rüstigen Pferden bespannt, bis nach Chalons zurük.

Dort hatte schon ein Eilbote die Nachricht von der Ankunft des Königs verbreitet. Die ganze Stadt war in Bewegung, alles rannte durch einander und wieder einander. Die Municipalität versammelte sich

in corpore und harrte am Thore seine Majestät zu empfangen. An ihrer Spize stand ein Mann mit einer Baßstimme, der auf eine kurze Anrede von anderthalb Stunden studirt hatte. Eine Staubwolke verkündigte in der Ferne die Annäherung der Postchaise. Sie kam, sie hielt, der Schlag wurde Ehrfurchtsvoll geöfnet, der lange Hans stieg gravitätisch heraus, alles gaffte, der Redner verstummte, eine Minutenlange Stille herrschte unter der Versammlung — und plözlich ertönte ein schallendes Gelächter; denn hier in Chalons, so nahe der Hauptstadt konnte der Irrthum nicht lange dauern, weil viele den König von Angesicht zu Angesicht gesehen hatten.

Hans lachte mit ohne zu wissen warum. Ein Deutscher, der eben dabei stand — denn wo fände man nicht Deutsche? — erklärte ihm das Räthsel, und gab ihm die Versicherung, er habe die völlige Freiheit, zu Fusse wieder nach St. Mennehoud zu wandern. „Kurrat!“ fluchte der Hans, „hätte man mich doch wenigstens meine gebratenen Schweinsfüsse verzehren lassen!“ Er verlangte zu essen, aber Niemand wollte ihn bewirthen. Der Mann mit der Baßstimme hatte endlich Mitleiden mit ihm. „Folge mir in mein Haus,“ sprach er, „ich will dir meine kurze Rede von anderthalb Stunden vordeclamiren.“ Hans bedankte sich und trat hungrig und durstig seine Wallfahrt aufs neue an. Dießmal ward er

nirgends aufgehalten, er kam glüklich bis an die Grenze. Hier schüttelte er den Staub von seinen Füssen, und schwur diß vermaledeite Land nie wieder zu betretten.

„Kaum," rief er aus, „kaum hatte ich in Straßburg meine Freiheit errungen, als es mir beliebte nach Paris zu wandern. Um den Hunger zu betrügen, lege ich mich unter eine Eiche schlafen, man wekt mich wider meinen Willen. Ich sehe einen Reuter vor mir, dem ich durch das grosse Wort liberté eine Freude zu machen gedenke, und er reicht mir eine der schärfsten Ohrfeigen, die jemals die Backe eines Menschen durchglüht haben. Darauf zieht er mir meinen blauen Frak aus, und schenkt mir zehn Goldstüke. Ich eile in die nächste Stadt um mich zu erquiken, man wirft mir ein Brod ins Gesicht, man schminkt mich mit Koth. Man schleppt mich nach Paris. Dort macht man schleunigsten Anstalten mich aufzuhängen, weil man einen Liebesbrief in meiner Tasche findet, dessen Verfasserin ich in meinem Leben nie gesehen habe. Mit genauer Noth entschlüpfe ich ihren mörderischen Fäusten, ziehe friedlich meine Strasse, und werde auf einmal wider Dank und Willen zum König von Frankreich gemacht, muß fahren wenn ich essen will, und gehen wenn ich fahren möchte. — Nein, dies Land gefällt mir nicht. Ich will ein Anderes suchen, wo ich frei seyn darf,

und wenn ich auch ewiglich die Schweinsfüsse ungebraten verzehren müßte."

Sechstes Kapitel.

Hans in den Erbsen.

Eine grosse Kluft scheint den Thron von der Betterthüre zu trennen, und so oft ist es nur ein Schritt so gut als vom Throne ins Grab. Da steht unser Held auf der Grenze mit wunden Sohlen, müden Beinen und leeren Taschen; aber warlich! König Hans hätte nicht mit König Ludwig getauscht. Oft lagerte er sich auf einer Wiese wie ein satter Stier und wiederkäute seine Freiheit. Wenn er wanderte, so umschwebte sie ihn wie ein Schuzengel: er sah sie am Tage in jeder Schwalbe, und bei Nacht in jeder Fledermaus.

Als er in die Gegend von Frankfurt kam, war von den zehn Goldstüken nicht ein Heller mehr übrig. Das meiste war, zu Spott und Hohn der edlen Freiheit, für Wegezoll und Geleite aufgegangen.

„Wie!" rief er oft erbittert aus: „darf ich nicht gehen wohin es mir beliebt?"

„Allerdings!" antwortete der kupfernasigte Wegschreiber.

„Nun, wofür muß ich denn bezahlen?"

„Für den Weg den du wandelst.“

„Aber er taugt nichts?“

„Freilich taugt er nichts, deshalb bezahlst du auch nur zehn Kreuzer; wenn er gut wäre, würdest du einen Gulden zahlen müssen.“

Gegen dieses Argument ließ sich nichts weiter einwenden. Fünfhundert Schritte weiter hieß es abermahls halt! und abermals ein Schlagbaum.

„Was giebts hier?“

„Hier wird das Geleite entrichtet.“

„Was heißt das?“

„Das heißt zehen Kreuzer.“

„Wofür denn?“

„Für das Geleite.“

„Aber wer geleitet mich denn?“

„Niemand.“

„Und wenn mich auf der Landstrasse ein Räuber überfällt, so muß ich mich meiner eignen Haut wehren?“

„Allerdings.“

„Und habe doch das Geleite bezahlt?“

„Mein Freund, wenn du nicht bezahlen willst, so darfst du nur wieder umkehren.“

„Es leben die Fürsten!“ rief Hans, indem er den schwindsüchtigen Beutel aus der Tasche zog: „sie haben mir den lezten Kreuzer aus der Tasche geleitet.“

Wo nur Essen und Trinken hernehmen?

Possen! — Bist du nicht frei? Hat Gott nicht den breiten Rheinstrom geschaffen, daß du daraus schöpfen kannst deinen Durst zu löschen? Hat er nicht die Felder mit Früchten gesegnet, auf daß du dich ihrer bedienest, deinen Hunger zu stillen?

Aber wo? und was? — Das Obst noch nicht reif, und die Trauben sind sauer.

Siehe, da stand er gerade vor einem Erbsenfelde, die vollen Schoten winkten ihm freundlich, Hans nahm die Einladung an, legte sich in die Erbsen, und zog die Schoten lustig durch die Zähne.

Plözlich tanzte ein Knotenstok auf seinem breiten Rücken herum. Er sah sich um nach dem Gastfreunde, der ihm so unverschämt eine gesegnete Mahlzeit wünschte, und erblikte einen schwarzbraunen Kerl mit dem Knittel bewafnet, der sich der Freiheit zum Possen für einen Erbsenhüter ausgab.

Gegen diesen Stockfisch konnte Hans mit den bündigsten Beweisen nichts ausrichten. Er mußte geduldig seinen Rücken so lange herleihen, bis jener den Arm, und dieser weder Hand noch Fuß mehr rühren konnte; so viel hatte jener gegeben, und dieser empfangen. Darauf entfernte sich der höfliche Erbsenhüter, um die Verdauung des fremden Gastes nicht länger zu stören.

„Ach

„Ach goldene Freiheit,“ wimmerte Hans: „wo suche ich deinen Stralenthron? wo finde ich das Land, in welchem die Erbsen ohne Hüter sind, und die Fürsten mich ohne Geleite ziehen lassen?“

Eben rollte ein Reisewagen mit vier Postpferden bespannt vorbei. Hans warf einen Blik dahin, und erkannte seinen Junker.

„Junker! Junker!“ rief er wehmüthig: erbarmt euch meiner!“

Der Junker ließ halten. „Kus kurrat!“ sprach er: „Hans bist du es? wie kommst du hieher?“

Hans wollte antworten, aber das Erstaunen band seine Zunge, denn den lieben alten Plaz auf dem Kutschbocke hatte der nemliche Friseur eingenommen, der ihn vor wenig Wochen in Straßburg zum Sohn der Freiheit stempelte.

„Bruder Friseur! bist du auch ein Sklave geworden?“

„Ja Bruder Hans, ich hatte nichts zu essen, und habe die Freiheit indessen an den Nagel gehängt.“

„Nun Junker, ich habe auch nichts zu essen, und will mit euch fahren durch die weite Welt.“

„Mit nichten, Hans, du siehst, ich habe einen andern Bedienten, nun kannst du auch zum Teufel gehen! — Fahr zu Schwager!

Der Wagen rollte fort, und der lange Hans

blieb hülflos liegen. Von der nächsten Station schrieb der Junker an die Mamma: unser lange Hans liegt in den Erbsen bei Frankfurt und weint.

Siebentes Kapitel.

Hans als Vicekellermeister.

Trotz des Junkers Grausamkeit, lag Hans doch nicht lange in den Erbsen, bis jener Brief an Ort und Stelle kam. Denn als er so wimmerte und weinte, da ritt ein stattlicher Herr vorbei, mit einem Reitknecht hinter sich, der ein Handpferd führte.

„Wer bist du? was fehlt dir?“ fragte der stattliche Herr in gebrochenem Deutsch.

„Ich bin ein armer Teufel, und mir fehlt Alles“ erwiederte Hans. Durch Schluchzen häufig unterbrochen, erzählte er dem Fremden seine jämmerliche Geschichte von Anfang bis zu Ende.

„Ich will mich deiner annehmen, mein Sohn“ sagte dieser mit einer Hastigkeit, die etwas mehr als allgemeine Menschenliebe zu verrathen schien. „Aber willst du Brod haben, so must du arbeiten. Jeder Mensch ist durch irgend ein Band, enger oder lokerer, an Verhältnisse gebunden. Alle diese Bänder lösen, wäre eine Freiheit, wie sie nur eure Wölfe in Liefland ge-

niessen. Steh auf, und seze dich auf mein Handpferd, ich will für dich sorgen."

So fröhlich Hans diesen Befehl vernahm, so schwer wurde er ihm zu erfüllen, denn der höfliche Erbsenhüter, jener Fürsten-Sklave, hatte seine Knochen gedroschen, wie man das Korn auf der Tenne zu dreschen pflegt. Endlich saß er im Sattel, der stattliche Herr trabte rasch voran, und mit Hülfe des Sattelknopfs kam Hans so ziemlich nach. Indessen knurrte sein leerer Magen bei jedem Tritt, den der schwertrabende Gaul unter ihm that, und er muste bald rechts bald links die Faust in die Seite stemmen, um seine luftige Eingeweide ein wenig zu beruhigen.

In Frankfurt verweilten sie einige Stunden; Hans und die Pferde wurden gefüttert, darauf gieng es flugs weiter. Nach einigen kurzen Tagreisen kamen sie in Fulda an. Der wohlthätige Fremde stieg vor einem schönen grossen Hause ab, und befahl Hans ihm zu folgen. Auf der Treppe kam ihnen eine kleine hübsche Dame entgegen, die dem grossen schönen Herrn um den Hals fiel. Dann giengen sie Arm in Arm geschlungen in das nöchste Zimmer; Hans erhielt einen Wink, gieng hintendrein, und blieb an der Thüre stehen.

Anfangs wurde viel geküßt und geschwazt, indessen Hans die Tapeten besah. Was sie schwazten,

konnte er nicht verstehen, denn es war Französisch; das Küssen verstand er wohl, denn es ist Erdbodisch.

Als nun der erste Sturm der Freude vorüber war, da bemerkte Hans gar eigentlich, daß seine kleine Person der Gegenstand ihres Gesprächs sei, denn die junge Dame sah immer nach ihm hin, schien bald verwundert, bald erstaunt, bald gerührt, und sprang endlich halb lächelnd, doch mit einer Thräne im Auge vom Sofa auf, zog hastig einen vollen Beutel aus der Tasche, und drükte ihn unserm Helden in die Hand.

Der gute Hans stand versteinert, sein offenes Maul, sein linker Krazfuß, schienen zu sagen, womit habe ich diese Gnade verdient? Jezt löste der Fremde ihm das Rätsel: „Kennst du mich nicht mehr?“ sprach er zu ihm.

„Daß ich nicht wüste“ versezte Hans.

Der Fremde gieng in ein Nebenzimmer, und kam sogleich zurük, mit dem wohlbekannten blauen Frack in seinen Händen. „Kennst du diesen?“

„O ja, und nun kenne ich auch euch. Ihr seid der Herr, der mir bei Chalons die stattliche Ohrfeige gab.“

„Errathen, und diese junge Dame ist die nemliche, deren Briefsgen dich an den Laternen-Pfahl brachte.“

„Ey! ihr habt mir eine schlimme Suppe eingebrockt.“

„Dafür wollen wir dich entschädigen nach unsern Kräften. Deinem blauem Frack danke ich meine Rettung, für deine Angst bin ich dir Ersaz schuldig. Noch heute will ich mit dem Herrn Abt zu Fulda reden, und hoffe, er werde dich in seine Dienste nehmen.“

Der dankbare Emigrirte hielt Wort. Am Hofe des gefürsteten Abts lebte ein alter blinder Kellermeister, dem man das Gnadenbrod reichte. Hans wurde Vicekellermeister, mit der Anwartschaft auf dir wirkliche Kellermeisterei, so bald der blinde Alte in den Todtenkeller hinabgestiegen seyn würde, um den Rausch des Lebens auszuschlafen.

Wer war froher als unser Held! er vergaß den Savoyarden und den Postmeister; den Geleitseinnehmer und den Erbsenhüter; die Erbsen und den Bierkäse. Er studierte nun die Grundsäze der Freiheit im Stillen, und befleisigte sich immer mehr und mehr seinem Amte nach Würden vorzustehen; das heißt: mit jedem Tage lernte er die verschiedene Gewächse und Jahrgänge des Rheinsweins richtiger unterscheiden.

Der alte Blinde nahm sich seiner redlich an. Da aber die Sinne dieses Greises nach und nach abstурben, und seine vormals feinen Zungenwärzgen sich

gleichsam verknorpelten, so mußte Hans oft sieben bis acht Flaschen dreiundachtziger Johannisberger aus dem Keller hohlen, ehe sie beide ihrer Sache gewiß waren, daß es wirklich drei und achtziger sei. Aus Freuden über die erlangte Gewißheit, wurden hernach noch einige Flaschen ausgestochen, bis der alte und junge Kellermeister sich brüderlich im Staube wälzten.

Wer hätte denken sollen, daß diese löbliche Bemühungen, sich in einer Kunst zu vervollkommnen, dem gefürsteten Abt mißfallen würden. Neidische Ohrenbläser hinterbrachten die Sache mit gehässigen Zusäze, und ehe zwei Monat vergiengen, ward der lange Hans mit Fußtritten vor die Thüre gesezt.

Da stand er nun, und rieb sich mit der Hand die bewußte Stelle, und verfluchte auf ehstnisch den gefürsteten Abt sammt seinem Weinkeller. Dieser Fluch ist leider nur allzubald in Erfüllung gegangen; denn wenige Jahre nachher kamen die Franzosen, und verauctionirten allen Johannisberger.

Achtes Kapitel.

Hans heirathet.

Unselige Minute! rief Hans, in welcher ich der Sklave eines Fürsten wurde. Freiheit! Freiheit! die du wie Champagner Alles was dich einkerkert an

die Decke sprengst, in deinem süssen Most will ich mich hinfort berauschen.

Aber wo nun hin? die weite Welt stand ihm offen.

Der blinde Kellermeister, der in seinen jüngern Jahren viel in Chroniken studierte, und nun im schwazhaften Alter oft und gern davon sprach, hatte unter andern dem Vicekellermeister, in einer traulichen Abendstunde bei der Flasche, von dem Aufruhr der Thüringer Bauern zu Doctor Luthers Zeiten erzählt, und dadurch eine besondere Vorliebe für die Thüringer in ihm erwekt. Als er daher obgedachtermassen so unsanft aus der Fuldaischen Kellerei verwiesen wurde, gedachte er sein Glük in Thüringen zu versuchen, und wanderte getrost durch die Staaten der sächsischen Fürsten. Ueberall zwang ihn der Hunger seine Dienste anzubieten, als ein Unglüklicher, der den Keim der Freiheit mit Johannisberger begossen, und deshalb ausser Brod gesezt worden.

In Gotha fragte man ihn: ob er ein Engländer sey? — Hätte er mit edler Dreistigkeit Ja geantwortet, so war sein Glük gemacht.

In Weimar fragte man ihn: ob er ein fremdes Genie sei? — Auch diese Frage verneinte er ehrlich; man zukte dir Achseln und ließ ihn laufen.

In S. verdung er sich als Markthelfer bei dem Magister **, und lernte in kurzen Recensionen schrei-

ben. Er mußte zu diesem Behuf täglich viel Ochsengalle verschluken, so wie man die Kampfhähne mit Knoblauch zu füttern pflegt, damit sie böse werden. Das behagte ihm nicht, und er zog weiter.

Nach einigen Tagen gelangte er auf die böhmische Grenze. Hier war es, wo ihm ein merkwürdiges Abentheuer begegnete, und hier ist es, wo wir unsern Helden auf einige Augenblicke verlassen müssen, um Bekanntschaft mit zwei böhmischen Damen zu machen, welche etwas weniger schön, und etwas weniger klug waren, als ihre Landsmänninnen gemeiniglich zu seyn pflegen.

Fräulein Adelaide von Huschisseweck war die Tochter ihres Vaters, der als Fähndrich im 7jähr. Kriege an einer Indigestion starb. Sie hatte den Frühling ihres Lebens bis in's vierzigste Jahr bei ihrer Mutter zugebracht, welche in kümmerlichen Umständen nachgeblieben war, und sich lange Zeit in den Vorstädten von Prag mit Hände Arbeit ernährt. Doch vergaß sie nie deu edlen Stolz auf ihre Ahnen, sie krizelte selbst ihr Wappen auf jeden zinneruen Teller, und konnte beweisen, daß sie in gerader Linie von Kaiser Wenzels Gevater abstammte. Da sie nun, vermöge ihrer Armuth, mit Adlichen nicht umgehen konnte, und mit Bürgerlichen nicht umgehen wollte, sondern sich höchstens herabließ, Hemden für sie zu nähen; ihre eigene Erziehung aber die einer Bauer-

dirne gewesen war, so konnte sie auch ihrer Tochter keine bessere beibringen.

Fräulein Adelaide war und blieb daher ein Gänsgen, und dieses Gänsgen hatte von der alten Gans seiner Mutter, eine besondere Liebe zu der französischen Nation geerbt, ohne jemals einen Franzosen gesehn zu haben, oder auch nur eine Silbe französisch zu verstehen. Denn als sie noch ein Kind war, starb ein alter Oheim, der ihrer Mutter ein kleines Gut auf der Grenze von Thüringen hinterließ. Sie zogen dahin, und wusten sich so gut in die dortigen Kühe zu schicken, daß sie nach und nach ihr völliges Zutrauen gewannen, und für ihre mütterliche Sorgfalt reichlich mit Milch und Dünger belohnt wurden.

Das kleine Gut verbesserte sich zusehends, die Frau Fähndrichin von Huschisseweck wurde wohlhabend, und nähte hinfort keine Hemden mehr. Sie starb alt, aber nicht lebenssatt, und schlummert in einem Sarge von Eichenholz mit versilbertem Wappen.

Das junge vierzigjährige Fräulein war nunmehr die einzige Erbin des Gutes Hurlebusch. Sie liebte alle ihre Knechte zärtlich, wollte sich aber nie wie die Königin Maria von Schottland, herablassen einen Unterthan zu heirathen. Eben so wenig trug sie Neigung zu den böhmischen Cavaliers, sondern harrte noch immer, ob nicht der Zufall ihr einen franzö-

sischen Duc oder Chevalier zuführen werde, den sie durch das Geschenk ihrer gelben Hand und ihrer grünen Fluren bedeken könne.

Einstmahls trug es sich zu, daß in einer schönen Sommernacht plözlich an die Pforten des hochadelichen Schlosses Hurlebusch gedonnert wurde.

„Gott bewahre!“ sprach das Fräulein zu dem Liebling ihres Herzens, dem Großknecht Peter: „wer haust da unten vor der Pforte? Geh hinab und sieh, welch ein unverschämter Gast meine Ruhe stört?“

Peter kam zurük und meldete: „ein reisender Franzose bittet um ein Nachtlager.“

„Ist er zu Fuß?“

„Ja.“

„So schick ihn zum Teufel!“

„Er sagt da sei er schon gewesen, denn die Räuber hätten ihn geplündert, und seine ganze Equipage mit fortgeschleppt.“

„Equipage? denn ist er ein Mann von Stande. Geschwind führe ihn in das Puzzimmer, wo das Bett mit den zerrissenen Damastvorhängen steht. Bring ihm vor Schlafengehn das grosse zinnerne Waschbeken, ein Talglicht und ein Glas Wasser.“

„Wasser? — soll ich nicht lieber Bier hintragen?“

„Schöps! vornehme Leute trinken Wasser.“

„Aber,“ entgegnete Peter, „im Puzzimmer

liegt alles drunter und drüber. Das frische Brod das heute gebacken worden, die Branntweinsflaschen auf dem Fenster, die Zwiebeln an der Wand —“

„Wirf Alles unter das Bett und eile, damit der vornehme Gast nicht ungedultig wird.“

Peter gehorchte, räumte auf, führte den Franzosen in das Prunkzimmer, gab ihm Feuer und Wasser, und verließ ihn gähnend. Der hungrige Fremde witterte bald den Geruch von frischem Brode, suchte und fand die Vorrathkammer unter dem Bette, säbelte ohne Umstände mit dem Taschenmesser drein, sprach der Branntweinsflasche lustig zu, und entschlummerte süß.

Aber das holdselige Fräulein fand keine Ruhe mehr. Der Gedanke: du beherbergst einen Franzosen unter deinem Dache, verscheuchte den Schlaf von ihren kleinen Augen. Kaum war es Tag geworden, als sie schon mit eigenen hohen Händen eine grosse messingene Kanne blank scheuerte, kochendes Wasser hineingoß, und dieses Wasser mit gebrannten Möhren braun färbte. Sie nannte es Kaffee. Um siiben Uhr trippelte sie selbst vor die Thür des Fremden, doch da sie sein rüstiges Schnarchen vernahm, befahl sie, ihn noch ruhen zu lassen. Um acht Uhr schikte sie den Großknecht Peter hinüber, der dicht vor dem Bette, so lange schnarrte, hustete, nieste, bis der Siebenschläfer erwachte.

„Ihro Gnaden, das gnädige Fräulein lassen den Herrn Franzosen zum Frühstück bitten.“

„Gut mein Freund, ich komme gleich.“

Er kam auch. — Meine Leser kennen ihn. — Es war der lange Hans.

„In der kurzen Zeit, als er bei dem Magister Markthelfer und Recensent gewesen war, hatte er so viel Unverschämtheit gelernt, daß er sich keck für einen emigrirten französischen Marquis ausgab, und eine Räubergeschichte erfand, die in jedem Roman nicht übel figurirt haben würde. Dabei sprach er viel von seinen Gütern in Frankreich, von dem guten Bierkäse, den man daselbst mache, und von den grimmigen Bären, die in den dortigen Wäldern herumstrichen. Das Fräulein und der Großknecht, sperrten jene den Mund und dieser das Maul auf.

Wenn man ihn bat französisch zu reden, so sprach er ehstnisch, worüber seine schöne Wirthin so sehr in Entzüken gerieth, daß sie fluchte, wie weiland ihr Herr Vater bei der Reichsarmee geflucht hatte, er dürfe sie nicht eher verlassen, bis sie französisch reden könne, so gut als er selbst. Hans ließ sich den Vorschlag gefallen, denn er hatte alles, was sein Herz begehrte, er aß und trank, und schnarchte des Nachts in einem weichen Federbett.

Diese behagliche Lebensart machte ihn dick und fett, und öffnete auch endlich seine Augen für die

Reize des jungen Fräuleins. Der neue Abälard und die neue Heloise hatten kaum vier Wochen Sprachkunde getrieben, als sie beiderseits verlangen trugen, zur Sachkunde überzugehen. Der lange Hans entschloß sich seine Freiheit, und das Fräulein Huschissewerk ihre Unschuld aufzuopfern. Der Pfarrer wurde geholt, und am nächsten Sonntage — wer hätte das geglaubt! — war Marquis Hans Erb- Lehn- und Gerichtsherr auf Hurlebusch. Der Großknecht Peter sah freilich scheel dazu, noch mehr aber die schöne Braut, denn sie schielte ein wenig.

Neuntes Kapitel.

Hans macht Proselyten.

Kaum waren die Flitterwochen verflossen, als die junge Frau Marquise einen Sohn gebahr, welchen sie Cäsar nannte, zum Andenken an die Thaten seines Großvaters. Peter lachte, aber Hans wiegte den kleinen Cäsar sehr ernsthaft, und gab ihm Brey zu essen. Dabei vergaß er nicht, sich selbst mit der Milch der Freiheit zu mästen, er las wöchentlich zweimal die Hamburger Zeitung, und hatte grosses Wohlgefallen an den Riesenschritten der französischen Revolution.

Wenn er die Rechte der Menschen studierte, so blähte sich sein Herz auf wie Taig hinter dem war-

men Ofen; wenn er die Welt mit einem Bruderblike übersah, so wurden ihm die Gränzen des Gutes Hurlebusch zu klein. Er fühlte sich geschaffen ein Apostel der Freiheit zu werden. Es war ihm oft als höre er eine Stimme: Gehe hin in alle Welt und lehre die Völker frei seyn.

„Hier," sprach er zu sich selbst, „ist wohl Alles recht schön und gut. Ich besize eine liebenswürdige Gattin die ein wenig schielt; ein Landgut auf welchem die Viehmast gedeiht, und einen kleinen Cäsar; dem ich Brei gebe. Aber der göttliche Funke der Freiheit hat hier noch nicht gezündet; die Menschen ziehen am Joche wie die Ochsen; sie geben dem Kaiser was des Kaisers ist, und wissen nichts von der Souverainität der Nation. Wohlan! ich will die Völker beglüken! ich, der lange Hans, will die Fakel der Aufklärung vor ihnen schwingen, und jeder Funke soll ein Königreich in Flammen sezen!"

So sprach er und verweigerte dem Landesherrn die Abgaben. Es wurden geschärfte Befehle von der Obrigkeit erlassen, aber Hans lachte nur darüber. Man drohte ihm endlich mit der Exekution. Das war es eben was er wünschte. Er bewaffnete alle seine Knechte, mit Mistgabeln, voll heisser Begierde für Freiheit und Gleichheit zu fechten.

Am Abend vor dem merkwürdigen Tage als die Exekution wirklich vor sich gehen sollte, entstand ein

schweres Gewitter. Der Donner rollte, der Sturmwind beugte die hohen Linden im Garten, der Hagel prasselte auf dem Schindeldach der Burg Hurlebusch. Herr und Frau, Knechte und Mägde, hatten sich sämmtlich in das Wohnzimmer geflüchtet, die Frau Marquise betete den Abendsegen, und Hans den Morgensegen; Peter sang ein geistliches Lied, der kleine Cäsar schrie und der grosse Kettenhund bellte. Siehe da trat plözlich ein Mann herein, dem das Regenwasser von der Müze troff. Er trug ein ledernes Wamms, zwei Pstolen im Gürtel und einen breiten Hirschfänger an der Seite. Sein Blik war wild, sein Lächeln schien ein mißlungener Versuch. Er erzählte das böse Wetter habe ihn hereingejagt, und bat um ein Obdach. Da er sich für einen reisenden Gelehrten und Mitarbeiter am Modejournal ausgab, so wurde er mit gebührender Ehrfurcht empfangen.

Es giebt zweierlei Gattungen von Menschen, welche beide nichts taugen. Die Eine sieht immer von oben herunter, und die zweite immer von unten herauf. Bei der ersten pflegen die Köpfe leer, und bei der zweiten die Gewissen voll zu seyn. Unser reisender Journalist gehörte offenbar zu der leztern Klasse, denn er glupte verdächtig unter den langen Wimmern hervor, durchspähte allen Winkel, maß jeden Schrank und sah Niemanden gerade ins Gesicht. Indessen war sein gutmüthiger Wirth kein grosser Phy-

siognomist, und bei der Frau vom Hause schmeichelte er sich ein, indem er dem kleinen Cäsar Bertuchs Bilderbuch schenkte, jenes unsterbliche Werk auf welches die Nation stolz seyn darf.

Das Gewitter war nun vorübergezogen und die Abendsonne lächelte. Man trug ein ländliches Mahl Kartoffeln mit frischer Butter, und einen Krug Merseburger. Hans zechte tapfer, der Fremde that ihm ehrlich Bescheid. Als nun der edle Gerstensaft die Zunge gelöst hatte, da entspann sich ein Gespräch über die französischen Angelegenheiten. Flugs saß Hans im Sattel seines Steckenpferdes, und tummelte den unbändigen Gaul der Freiheit unter den Augen seines Gastes.

„Wir werden Alle gleich gebohren!“ rief er mit dem zinnernen Kruge in der Hand: „wir haben Alle gleiche Ansprüche auf die Reichthümer der Natur. Wo der Zufall Einem meiner Brüder gab, was er mir versagte, da ist es mir erlaubt dem Zufall nachzuhelfen. Denn Anfang und Ende, Geburt und Tod sind bei allen Menschen gleich, warum nicht auch das was zwischen beiden liegt? Gottes Sonne scheint über Alle, und die Luft ist für jede Lunge geschaffen; aber glaube mir, könnten die Fürsten Luft und Sonne in eiserne Kasten verschliessen, wir würden beides verzollen müssen. Drum vivat hoch! wer unter dem

Pa=

Panier der Freiheit dem Landesherrn die Abgaben verweigert, und die Execution mit Mistgabeln empfängt."

Unter solchen Gesprächen ward ein Krug Merseburger um den andern ausgeleert. Der schlaue Gast widersprach dem langen Hans geflissentlich, um ihn noch mehr zu erhizen. Dieser stürzte den Gerstensaft hinunter, bis der Gerstensaft ihn unter den Tisch stürzte. Es war Mitternacht. Die gnädige Frau schlummerte schon, und die Knechte und Mägde schnarchten rings umher. Da ergriff der verdächtige Fremde ein Licht, gieng hinab an die Pforte, öffnete sie, und ließ eine Schaar seiner Brüder herein, um die Grundsäze seines Wirths in Ausübung zu bringen. Vor allen Dingen band und knebelte man die sämmtlichen Hausgenossen, und darauf ward in wenig Stunden das hochadeliche Schloß zu Hurlebusch rein ausgeplündert.

Die Freiheits-Apostel schikten sich eben an, mit ihrer Beute davon zu ziehen, als Hans erwachte. Mit grossen Augen starrte er umher, und hatte das Vergnügen zu sehen, wie seine lezten Habseligkeiten aus dem Fenster spazierten. Dabei gieng alles so still und einig, so schnell und munter, als hätten sie ihr Handwerck in Paris gelernt. Mit vieler Urbanität trat zulezt der reisende Gelehrte seinem Wirthe unter die Au-

gen, und ließ ihm den kräftigsten Trost in folgenden Worten zurük.

„Leb wohl mein Freund! du siehst, ich habe deine Lehren treulich befolgt. Dir gab der Zufall was er mir versagte, und es war mir erlaubt dem Zufall nachzuhelfen. Doch liegt im Keller noch ein Faß Merseburger, welches ich aus Dankbarkeit unangerührt ließ; denn es ist billig, daß du, als ein ächter Sohn der Freiheit, viel Bier trinkst, weil Tacitus von unsern Vätern erzählt, sie haben viel Bier gesoffen, als sie noch frei waren. Leb wohl, und gedenke meiner, so oft du den schwarzen Neumond auf dem Modejournal erblikst.“

Auf alle diese Höflichkeiten antwortete Hans aus guten Gründen gar nichts, und ich bin versichert, meine Leser werden diese Gründe billigen, so bald ich sie ihnen nenne. Er hatte nemlich einen starken Knebel im Munde. Da er überdieß mit Händen und Füssen an den Tisch gebunden war, so mußte er auch das Vergnügen entbehren, seine Gäste hinab zu begleiten. Sie zogen ohne Sang und Klang Buscheinwärts, und der Himmel weiß, wo sie geblieben sind.

Zehntes Kapitel.

Hans zerbricht seine Fesseln.

Vier Stunden lang hatte der Apostel Hans Zeit, Betrachtungen über den Tischfuß anzustellen, der ihm vor der Nase stand. Gern wäre er mit samt dem Tische umhergerutscht, und hätte ein Messer, oder irgend ein Werkzeug zu seiner Befreyung gesucht; aber unglüklicherweise war es gerade einer von den altmodischen runden Tischen, welche vormals zu den Zeiten der Sklaverei mitten in der Stube festgeschraubt wurden. Er bediente sich also für diesesmal der Freiheit des Weisen, der nie mehr thut, als er thun darf; das heißt: er blieb liegen. War aber gleich sein Körper gefesselt, so schwang sich doch seine freie Seele hoch über die Wolken zum Throne der Freiheit und Gleichheit empor.

„Ich habe Recht," sprach er zu sich selbst:" und der reisende Gelehrte hat auch Recht. Ich war ein Thor mich zwischen vier Mauern zu sperren; ich war ein Thor meine Freiheit an das schöne Fräulein Huschisewck zu verkaufen, ob sie mich gleich vier Wochen nachher mit dem kleinen Cäsar beschenkte. Wer leicht und froh durch die Welt schlüpfen will, der hänge sich keinen Kloz an

die Füsse, hätte auch dieser Kloz von dem grossen Bildschnizer die Gestalt einer Venus empfangen. Der Kloz multiplicirt sich, es kommen kleine Klözgen zum Vorschein, und wenn dir ein Unglük begegnet, so kannst du nicht davon laufen. — Nein ich will hinfort kein Eigenthum besizen, und an keine Lebensart gebunden seyn. Ich will Kellermeister werden, wenn mich dürstet, und Recensent wenn mich hungert, Morgen rükt die kaiserliche Exekution hier ein, sie mag den kleinen Cäsar sammt der Mutter mit sich nehmen; der lange Hans ergreift den Wanderstab."

Unter diesen heldenmüthigen Entschlüssen war es Tag geworden, und mit den ersten Sonnenstrahlen drangen auch die Häscher zu den Pforten der Burg herein. Sie giengen durch den Hof, da lag der grosse Kettenhund, und streckte alle Viere von sich. Sie trampelten die Treppe herauf, und wunderten sich über die öde Stille, welche im ganzen Schlosse herrschte. Als sie aber in das Wohnzimmer traten, löste sich ihnen das Räthsel, und sie lösten dagegen die Bande der geknebelten Hausgenossenschaft.

Anfangs hielten sie die ganze Sache für Spiegelfechterey, nur angestellt um der Exekution zu entrinnen. Als sie aber den Knebel aus dem Munde der gnädigen Frau nahmen, war es, als hätten sie den Stöpsel von einer Flasche gezogen, deren Inhalt

in Gährung gerathen ist. Ein Strom von Scheltworten sprudelte hervor. Sie schimpfte auf den reisenden Gelehrten, und auf das Modejournal, wie ein Fischweib auf die Königin von Frankreich; und sobald auch ihre Hände frei waren, ließ sie ihren Grimm an Bertuchs Bilderbuche aus welches sie in tausend Stücken zerriß. Jammert ihr Musen über diesen entsezlichen Verlust?

Der lange Hans hingegen war still und gelassen. Er widersezte sich nicht, sondern bat vielmehr die Häscher; ihre Befehle auf das strengste zu vollstrecken. Nun haben aber die Fürsten die löbliche Gewohnheit, da wo sie nichts finden, gar nichts wegzunehmen. Die Häscher waren daher so billig, nachdem sie das Faß Merseburger im Keller ausgesoffen hatten, sich ruhig wieder weg zu begeben.

Die einzige Nahrung, die nunmehr im ganzen Schlosse übrig blieb, war das bisgen Milch in den Brüsten der Frau Marquise, welche kaum hinreichte, die Wünsche des kleinen Cäsar zu befriedigen. Das Hausgesinde zerstreute sich im Dorfe und bettelte Brod von den Bauren. Der lange Hans schnitt im nächsten Busche einen Dornknittel ab, und wanderte in aller Stille zum Dorfe hinaus, den Dornenpfad seines Lebens. Umsonst schielte seine Gattin acht Tage hintereinander zu allen Fenstern hinaus, um den emigrirten Marquis irgendwo zu erbliken.

Der kleine Cäsar und der grosse Peter mußten die verlassene Dido trösten.

Eilftes Kapitel.

Hans und Grete.

Mit leichten Schritten und leichtem Herzen wanderte Hans am dritten Tage in ein Thal hinab, als eben die Mittagssonne ihm auf den Kopf brannte. Er erblikte von ferne einen wilden Kastanienbaum, und beschloß im Schatten seiner breiten Blätter Mittagsruhe zu halten. Als er aber näher kam, bemerkte er, daß dieser Plaz bereits durch eine Nymphe eingenommen war, deren Seufzer in der schwülen Luft zitterterten, und deren Thränen in den vorbeyfliessenden Bach rollten. Es war eine junge Bäuerin von kaum siebenzehn Jahren, schlank und hübsch, mit grossen blauen Augen und zarten rothen Wangen. Sie hatte den Kopf in die Hand gestüzt, troknete sich die Augen mit ihrem Flaschhaar, und der muthwillige Zephyr spielte mit dem Halstuche.

Diesen lezten Umstand benuzte Hans. Er stand hinter ihr und schielte, wie weiland seine Frau Gemahlin. Das Mägden saß in tiefer Schwermuth, und sah und hörte nicht.

„Was fehlt dir schönes Kind?“

Sie drehte schnell den Kopf nach der Stimme, lächelte wehmüthig, und sprach: „der gnädige Herr hat mich fortgejagt.“

Hans rümpfte die Nase: „mein Kind, rede nicht so albern. Kein Herr auf der Welt ist gnädig oder ungnädig. Die Menschen sind sich alle gleich. Nur Ein Weg führt in die Welt, den wandeln wir Alle, ob er gleich nicht der beste ist. Sind wir einmal drinn, so blühen die Blumen für dich und mich, und das Fieber schüttelt den König so gut als wie Bettler.“

Das hübsche Mägden antwortete nichts. Warum? es verstand nichts davon. Denn mit der Aufklärung ist es wie mit den Blattern, vor ein paar hundert Jahren kannte man sie nicht. Aber nach und nach drangen sie in Hütten und Palläste und richteten grosse Verwüstung an. Warum befolgt man nicht Hufelands wohlgemeinten Vorschlag, sie zu behandeln wie die Pest? warum verschließt man nicht jedes Haus in welchem ein Aufklärer wohnt?

„Wer ist dein sogenannter gnädiger Herr?“ fragte Hans.

„Er wohnt da unten im Dorfe.“

„Und heißt?“ —

„Das weiß ich nicht, wir nennen ihn nur immer den gnädigen Herrn.“

„Warum hat er dich fortgejagt?“

„Weil — weil — hier schluchzte sie stärker.

„Fasse dich, rede, wer bist du?“

„Ich heisse Margarethe Hopsmann, und bin des alten blinden Nachtwächters Tochter. Auf den Sonntag nach Ostern wird es ein Jahr, da hat mir Müllers Niclas gesagt, daß er mir gut ist, und das hat er mir sehr oft gesagt, und hat mich auch heirathen wollen.“ —

„Das sollte er lieber bleiben lassen.“

„Er wird es auch bleiben lassen, er will nichts mehr von mir wissen.“

„Warum denn nicht?

„Das weiß der liebe Gott! noch vor vierzehen Tagen waren wir zusammen im Busche, und pflükten Haselnüsse, und da hatte mich Niclas recht lieb, recht sehr lieb. Auf den Abend saß ich dort auf dem Hügel und knackte Nüsse, da gieng der gnädige Herr vorbei. Er blieb stehen und sah mich freundlich an. Wer bist du hübsches Kind? fragte er. — Ich heisse Margarethe Hopsmann. — Bist du noch ein Mädgen? — Ach ja! — Das ist mir lieb sagte er, und kneipte mich in die Backen. Komm zu mir aufs Schloß, sagte er, noch diesen Abend, ich will für dich sorgen.“

„Und du giengst?“

„Freilich. Der gnädige Herr schenkte mir hübsche Kleider, und Halstücher und Müzen. Aber am

andern Morgen gab er mir eine Ohrfeige, und sagte, ich hätte ihn betrogen, ich wäre kein Mädgen, und sollte mich aus dem Schlosse packen."

„Du wärst kein Mädgen? was wärst du denn?"

„Das frage ich auch. Ich bin wahrhaftig ein Mädgen! ich weiß es gar zu gewiß. Ich lief zu Niclas; aber als ich zu dem kam, da war der noch viel zorniger als der Junker, und sagte, ich sollte nur wieder aufs Schloß gehen."

„Thatest du das?"

„Nein, ich war furchtsam, ich gien zu meinem Vater dem Nachtwächter, aber der prügelte mich aus dem Hause, und sagte, ich wäre nicht sein Kind; und es steht doch im Kirchenbuche, daß er mich hat taufen lassen."

„Armes Gretgen."

„Da size ich nun, und weiß weder aus noch ein. Erbarmt euch einer unschuldigen Dirne, die weder Frau noch Mädgen, noch Tochter seyn soll, und am Ende selbst nicht weiß was sie ist."

Hier flossen ihre Thränen reichlicher. Hans aber lächelte und sprach: „Ich wünsche dir Glük gutes Kind. Du bist frei."

„Frei? was will er damit sagen."

„Du darfst gehen wohin es dir beliebt."

Ja leider! aber ich habe nichts zu essen."

„Die Freiheit, Gretgen, ist ein Paradiesvögelein, sie lebt allenfalls von blossem Thau.“

„Ach das kann ich nicht! ich würde hungern, wenn auch ein Plazregen fiele.“

„Kind, vertraue mir; ich bin ein Apostel.“

„Ein Apostel? Doch nicht Judas?“

„Nein, ein Apostel der Freiheit. Ich ziehe im Lande herum, und zerbreche die Ketten der Völker. Komm mit mir freies Mädgen. Ich bin frei, du bist frei. Laß den Junker sizen, wie ich die Frau Marquise. Steh auf und folge mir.

Das gute Gretgen ließ sich beschwazen. Sie stand auf und folgte dem langen Hans, mit dem sie bald bekannter und vertrauter wurde; denn sie war ein liebes harmloses Geschöpf, das sich leicht an jeden Mann schmiegte, wie der Hopfen sich an jeder Stange heraufwindet. Sie giengen miteinander von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf, und Hans segnete den Augenblik, in welchem er Gretgen Hopsmann angetroffen hatte, denn gleich am andern Abend rettete sie ihn aus einer grossen Gefahr.

Er saß nemlich in einer sächsischen Dorfschenke mitten unter den Bauern, und predigte von den unveräusserlichen Menschenrechten: wie die Fürsten nur vom Volke gewählt worden; wie jeder seine Stimme zurüknehmen könne, wenn es ihm beliebe; wie die Despotie nach und nach zu einem vierschrötigen Ben-

gel herangewachsen, und wie nothwendig daher eine Staatsumwälzung sei. Die Bauren sassen im Kreise, und speerten die Mäuler auf, daß die kurzen Pfeifen zu Boden fielen.

Von ungefähr trat ein sächsischer Dragoner herein; und nicht von ungefähr schlug er den Redner hinter die Ohren, daß ihm die Zähne wackelten. „Stekt den französischen Hund ins Loch!" brüllte er wie die Stimme der lezten Posaune. „Es lebe der Churfürst!" — Und alle Bauern zogen die Müzen ab, suchten ihre Pfeifen auf der Erde, und riefen: es lebe der Churfürst!

Hans war verloren, wenn Gretgen den Dragoner nicht besänftigt hätte. Sie streichelte ihm die braune Wange, sie strich ihm den Schnurbart, sie krabbelte ihm am Halse; er schmunzelte, er blinzelte, und ließ sich wie ein Lamm aus der Stube führen, um ewigen Frieden zu schliessen.

So rettete einst am Pruth Catharina den grossen Peter, durch Aufopferung ihrer kostbarsten Kleinodien.

Zwölftes Kapitel.

Gretgen kommt in die Wochen.

Schwarz Brod und Ehre! hieß das Sprichwort, als der Adel noch den Ton angab; schwarz Brod

und Freiheit! heißt das Sprichwort, seitdem der Pöbel herrscht.

Schwarz Brod und Freiheit! predigte Hans seiner Grete täglich vor. Aber das gute Mädgen verstand sich nicht auf dies überschwenglich sättigende Gefühl; sie wollte lieber dienen und Braten essen. „Ich habe Blasen an den Füssen," sagte sie, nachdem sie mit dem Apostel Hans einige Wochen das Land durchstrichen hatte: „ich gehe nicht weiter."

Hans bot alle seine Beredsamkeit auf, und Gretgen that ein Gleiches. Die seinige bestand in Worten, die ihrige in Schmollen und Maulen. Wenn er sich heiser geredet hatte, so sagte sie: „ich gehe nicht weiter." — Und kurz! sie gieng nicht weiter.

Was sollte er thun? er hatte Gretgen lieb gewonnen. Wenn er auf der Streu neben ihr lag, so schlief er auf Eyderdunen, er machte sich nicht von ihr trennen, und wollte lieber mit ihr dienen, als ohne sie frei seyn. Sie waren eben ganz nahe bei einer sogenannten freien Reichsstadt, deren weitläuftigen Bezirk man kaum in einer halben Stunde umgehen konnte. „Wohlan!" sprach Hans: „wir wollen unser Glük versuchen, und hier von Haus zu Haus vier arbeitsame Arme feil bieten."

Gretgen lief an den Bach und wusch Gesicht u. Busen. Hans kämmte sich die schlichte Haare durch und wieder durch, Gretgens blaues Auge war sein Spiegel.

Beide machten ihr Toilette hinter einem Garten-Zaune; da hörten sie im Garten husten und keuchen. Sie schielten durch die Hecke und sahen eine Gruppe:

In einer Sommerlaube, von der Mittagssonne angestrahlt, saß ein alter Mann in Hasenfell gekleidet; eine grosse Pelzmüze fiel ihm bis auf die Augen, welche schwarz und brennend tief in ihren Höhlen lageu, indessen man vom hochgewölbten Rücken einer dünnen Nase, den beschneyten Bart und die gefurchten Wangen übersah. Zur rechten dieses Winters saß der Frühling in Gestalt eines runden vollwangigten Mädchens; zur Linken der Herbst in Gestalt einer verblühten Magd. Das Mägden hatte einen Fliegenwedel in der Hand, den es sanft bewegte. Die Magd goß eben Arzney in einen Löffel. Im Hintergrunde lag ein hübsches Haus, dessen Schornstein appetittlich rauchte.

„Was meynst du Gretgen“ sagte der lange Hans, „sollen wir hier den ersten Versuch wagen?“

„In Gottes Nahmen!“ erwiederte Gretgen. Sie suchten und fanden die Gartenthür. Schüchtern kamen sie bis zu der Sommerlaube.

„Wer bist du?“ kreischte die alte Magd der jungen Dirne entgegen, und ihre Stimme klang als ob man Eisen feilte. Gretgen stockte und schlug die Augen nieder. Apostel Hans nahm das Wort, und log eine Geschichte her, als habe er vom Apostel

Bahrdt die Gabe geerbt, sein eigenes Leben zu erzählen. Er schloß mit der Bitte um Brod, für sich und seine kleine Schwester.

Während dieser Erzählung regten sich verschiedene Gefühlen in den respectiven Busen der Zuhörer. Der volle Busen des jungen Mädgens mit dem Fliegenwedel hob sich um keinen Puls höher oder schneller. Sie wedelte langsam von der Rechten zur Linken, und schien fremden Gedanken Audienz zu geben. Der bretterne Busen der Magd trabte auf und nieder, denn sie fand Wohlgefallen an dem stattlichen langen Hans, welches Wohlgefallen sich auf eine dunkle Vorstellung von seinen Vollkommenheiten gründete *). Der schwindsüchtige Busen des Alten empfand ein Stechen und Kizeln, denn sein brennendes Auge ruhte auf Gretgen. Ihr Anblik schmolz den Schnee von seinen Wangen, und färbte sie mit einer gelben Morgenröthe.

„Einen Knecht könnten wir wohl brauchen“ hub die Magd an.

„Und ein Mädgen nicht minder“ versezte der Alte.

„Ich meyne im Stalle“ sagte diese.

„Ich meyne in der Küche“ erwiederte jener.

Da die Meinungen so einstimmig waren, so

*) Siehe Feders Untersuchung über den menschl. Willen, 2 Abth. 1 Kap. § 68, 69.

wurde nun pro forma auch die Nichte zu Rath gezogen. „Was sagst du dazu Evgen?“

Evgen nickte nachlässig mit dem Kopfe und mit dem Fliegenwedel, ohne eigentlich zu wissen, wovon die Rede sei?

„So mags drum seyn“ sprach der Alte, geht in das Haus, meine Anne Lise wird euch unterrichten was ihr zu thun habt.“

Anne Lise winkte dem langen Hans freundlich, ihr zu folgen. Von Gretgen nahm sie keine Notiz, Gretgen blieb also zurük. Der Alte hieß sie neben sich treten, streichelte ihr die frischen Wangen, und befahl seiner Nichte ihm unterdessen aus der grossen Bibel vorzulesen, die aufgeschlagen vor ihm lag. Es war gerade die erbauliche Geschichte vom alten David, wie Abisag von Sunem ihm die Füsse wärmen muß. Mit halbgeschlossenen Augen blinzelte der Greis an seiner hübschen Nachbarin hinauf, und rief entzükt: David war ein Mann Gottes!

Doch ehe wir weiter gehen, müssen wir unsere neuen Bekanntschaften ein wenig näher in's Auge fassen. Der schwindsüchtige Alte war ein gewisser Doctor Saturn. Sein Vater, ein berühmter Roßarzt, hatte ihm ein grosses Vermögen, und viele herrliche Recepte hinterlassen. Der Sohn wurde Menschenarzt. Er hatte einst das Glük, mit den Recepten seines Vaters die Maitresse des Für-

sten zu curiren, welche von der ganzen Facultät bereis aufgegeben war. Dadurch kam er in grossen Ruf, und vermehrte sein ohnehin ansehnliches Erbtheil. Seit acht Jahren hatte er sich in diese freie Reichsstadt zurükgezogen, wo er aus langer Weile ein berühmter Alchymist geworden war, eine Universalmedecin zu erfinden strebte, und nebenher Gold machte. Mit der Universalarzeney war es ihm so weit gelungen, daß sie vor Alles half, nur nicht für die Schwindsucht. Da er aber noch ein junger Mann von drei und siebenzig Jahren war; so hoffe er mit der Zeit auch diesen Feind zu besiegen.

Anne Lise war seit zwanzig Jahren seine treue Gefährtin. Sie stand der Wirthschaft vor, und besorgte die Wäsche. Böse Nachbarn bezweifelten ihre vierzigjährige Tugend. Was sollen wir dazu sagen? — Der böse Leumund in kleinen Städten, ist wie ein Zitteraal, wer ihm zu nahe kommt, erhält ninen Schlag. So viel können wir indessen auf unsere eigene Keuschheit versichern, daß kein lebendiger Zeuge gegen Anne Lisens Tugend auftreten konnte.

Evgen war ein rundes unbedeutendes Persönchen, das der Doctor Saturn aus Mitleid in sein Haus nahm, weil die arme Magd keinen Menschen hatte, mit dem sie keifen konnte. Zum Glük

war

war Evgen so rund und hart an Leib und Seele, daß alles Keifen an ihr abglitschte, wie der Zahn des Affen an einer Billardkugel.

So war das Haus beschaffen, in welchem der lange Hans seine Freiheit, und Gretgen ihre Unschuld auf das Spiel sezten. Anfangs gieng alles recht schön und gut. Hans striegelte die Pferde, half dem Doctor Saturn im Laboratorium, und bekam von Anne Lise verstohlener weise die besten Bissen. Gretgen lernte dem Alten die Füsse reiben, und den Rüken bürsten, und stand mit der Magd auf zwei freundschaftlichen Füssen, weil sie immer noch für Hansens Schwester passirte.

Ein kleiner unerwarteter Zufall unterbrach dieses gute Vernehmen nicht im geringsten. Gretgen gebar nemlich, zur grossen Freude des alten Doctor Saturn, einen Sohn, welcher Theophrastus Paracelsus getauft wurde. Hans trabte bei dieser Gelegenheit neue ausstaffirt in der Stadt herum, die honoratiores zum Gevatterschmause einzuladen. Er that es gern und froh, Jedermann war zufrieden.

„Siehst du nun?“ sagte der Alte spöttisch zu der unfruchtbaren Anne Lise: „wer war schuld?“

Dreizehntes Kapitel.

Doctor Saturn stirbt.

Der Teufel Amor ist ein böser Gast, der Königsfett und Bettlerknochen schmaust; in Hütten und Palästen mit dem Grusse einzieht: Unfriede sei mit euch! Tritt er vollends mit dem Freiheitsteufel in ein Bündniß, so bleibt kein Laboratorium und keine Eremitenklause verschont. Drum höre, lieber Leser, die traurige Historia des verliebten Wirrwarrs in der freien Reichsstadt Hinzepunz, und spiegle dich daran.

In besagtem Städtlein lebte ein Burgermeister, und der Burgemeister hatte einen Sohn, der war Stadtschreiber. Er hieß Christoph Müsgen. In seiner Jugend nannte ihn die Mutter Töffel und der Schulmeister Theophilus. Auf Universitäten wurde er empfindsam, und ein Genie ohne Halstuch, das mit offener Brust Gottes freie Luft in sich sog. Er kam zurük in seine Vaterstadt, sollte Acten lesen, und schrieb Comödien. Auf dem Rathhause war der Musen-Almanach sein Mevius, und in der Kirche Werthers Leiden sein Gesangbuch.

Als das hizige Fieber in Frankreich ausbrach, wurde er auch von der Seuche angestekt, und phantasirte gewaltig. Sein Vater war ein strenger Mann, vor dem die Bürger von Hinzepunz sich tief bückten.

„Ha!“ rief Töffel Müsgen: „mein Vater ist ein Cäsar — und Brutus du schläfst?“ — „Cicero war auch Burgemeister. Als er verbannt wurde, erschienen 20tausend Römern in Trauerkleidern. Ich wette, daß nicht tausend Hinzepunzer trauern, wenn mein Vater abgesezt wird.“ Töffel Müsgen hatte zu wetten, denn ganz Hinzepunz zählte nicht mehr als fünfhundert Einwohner.

Gerade damals hatte unser Stadtschreiber das Schauspiel die Mediceer gelesen. Er dachte auf eine Verschwörung. Ein handfester Fleischer sollte dabei die Rolle des Pazzi spielen. „Geht das Ding schief,“ meinte Töffel, „so hat mein Vater doch nicht Muth genug, wie Lorenz Medicis, das Todesurtheil seines eigenen Sohnes zu unterschreiben.“ Schon wurden mitternächtliche Zusammenkünfte in der Schenke gehalten, und der Staat Hinzepunz war einer Umwälzung nahe, als plözlich ein rettender Engel erschien.

Dieser Engel hieß Evgen. Töffel Müsgen sah Evgen, und seine Freiheitswuth verwandelt sich in Liebesschwärmerei, Amor duldet keine Rebellen. Der Hinzepunzer Brutus wurde sanft wie ein Lamm, und wollüstig wie eine Taube. Er blökte und girrte unter Evgens Fenster, aber ach! näher zu kommen war ihm nicht vergönnt, denn der Doctor Saturn konnte

ihn nicht ausstehen, weil er einmal ein Epigramm auf seine Universalarzeney gemacht hatte; und Anne Lise haßte ihn wie den Teufel, (nur daß sie ihn nicht Satan sondern Gelbschnabel nannte) weil er ihr Schuld gab, ihre Oberlippe sei mit einem Schnurbart geziert, und weil das leider nicht gelogen war. Er wurde daher auch nicht zum Schmause gebeten, als der kleine Theophrastus Paracelsus getauft wurde.

Indessen hatte er doch, Gott weiß wie? einen Schleifweg zu Evgens stark verbollwerkten Herzen gefunden, und ihre Schuld war es wahrhaftig nicht, daß es nur unter dem Fenster girren durfte. Schon sahen sie sich zuweilen verstohlen an der Hausthüre, denn seit der lange Hans Anne Lisen in die Augen stach, war dieser Argus minder wachsam.

Welch' ein Schauspiel für Götter, wenn Anne Lise unsern Helden jugendlich schalkhaft nekte; wenn sie ihn in der Küche mit Aufwaschwasser bespritzte, oder des Abends am Kamin dem Schnarchenden mit Kohle einen Schnurbart machte. Aber ach! warum müssen wir auch die schwache Seite des Helden bekennen! warum zwingt uns historische Treue seine Fehler aufzudeken! — Er blieb gefühllos bei ihren Reizen, und verzehrte undankbar alle ihre Leckerbissen, nur Einen ausgenommen, zu welchem ihm die Eßlust mangelte.

Glüklicher war der Doctor Saturn bei Gretgen.

Der kleine Theophrastus konnte schon in der dritten Woche, was Cato in seinem Leben nicht lernte, das heißt: er konnte lachen; und dann lachte der Alte herzlich mit, bis ihm der Husten die Kehle zuschnürte, und Hans lachte auch. Von einem Nebenbuhler träumte keinem von beiden, und doch hatten sie Einen, denn der Gärtner war ein flinker junger Bursche, der Gretgen früh an jedem Morgen eiuen Blumenstrauß brachte, und ihn vor ihren Busen stekte.

Hans hatte freilich diese Untreue verdient, denn er gieng selbst auf verbotenen Wegen. Seine lüsterne Blike schmausten an Evgens wellenförmigen Contuэren, und man sagt sogar, er habe ein Loch in ihre Kammerthür gebohrt, um sie zu belauschen, wenn sie sich einschnürte. Doch diese Beschuldigung ist zu hart, als daß wir auf ein blosses Hörensagen ihr Glauben beymessen sollten. So viel ist gewiß, daß Evgen die Grausame spielte, denn gegen ihren Töffel blieb er doch immer nur ein Hans.

So bunt hatte Teufel Amor die Karten gemischt, und eben so bunt sollte auch das Spiel zu Ende gehen. Es war ein dunkler feuchter Herbstabend, an welchem die drei Damen, ohne irgend etwas verfängliches zu ahnden, ein dreyfaches Rendez vous veranstaltet hatten.

„Ich werde auf den Abend in den Garten kommen“ flüsterte Gretgen dem Gärtner zu.

„Komm auf den Abend in den Garten“ sprach Anne Lise zu dem langen Hans.

„Steigen Sie auf den Abend über den Gartenzaun,“ raunte Evgen dem Stadtschreiber in's Ohr. Hilf heiliger Amor! wenn da nur kein Unglük geschieht. Die drei Corydons versprachen sich einzufinden, und hielten Wort.

Der Gärtner lauschte — eine weisse Gestalt schwebte auf ihn zu. „Bist du es Gretgen?“ Ja ich bin es. — Der Gärtner und die weisse Gestalt verschwanden.

Der Stadtschreiber krabbelte über den Zaun, und tappte die dunkle Allee hinunter. Er sah ein dunkelfarbiges Wesen vor sich, er griff darnach und hielt es fest umarmt. Ein leises Ach! das von den Lippen tönte, eine sanfte Klage über Verwegenheit, erstickte er in seinen Liebkosungen.

Der lange Hans lauerte hinter einer Rosenhecke, und sprach seiner Dankbarkeit Muth ein. Als endlich eine weiblliche Gestalt ihm in die Augen dämmerte, sprang er hervor, umfaßte sie, und heuchelte so gut er konnte ein sprachloses Entzüken.

Der freundliche Herbstnebel hüllte das halbe Duzend glüklicher Menschen in seinen Schleyer, und obgleich die Schaupläze ihrer Freuden zufälliger Weise einander sehr nahe lagen, so ahndete doch keiner Etwas von der Gegenwart des andern, denn es gieng

Alles so still und friedlich zu wie in einer Quäcker-gemeinde.

Aber was that unterdessen der gnte Doctor Satur?

Er saß und schlummerte — da warf eine Kaze sein Arzneiglas herunter, daß ihm der Saft die Pantoffeln besprüzte. Er klingelte, Niemand erschien. Er klingelte wieder, vergebens! Er rief mit heiserer Stimme: Anne Lise! Hans! Gretgen! — umsonst! Ungeduldig stand er auf, zündete eine Blendlaterne an, suchte in der Küche, im Stalle, auf dem Boden, und da er ans Ursachen nirgends fand, was er suchte, so kam ihm das Abentheuer bedenklich vor.

Er schlich nach dem Garten mit verdektem Licht, er horchte, lauschte, hörte rascheln, hörte zischeln, näherte sich leise, und stand nun mitten auf dem Plaze, wo rechts und links, und neben ihm und hinter ihm, der Boden zu leben schien.

Wohlthätiger Husten! du, dem einst die Römer Altäre erbauten! sieh in welcher Gefahr sechs liebende Körper schweben, erbarme dich ihrer, und warne sie noch zur rechter Zeit!

Ach! unser Gebet bleibt unerhört! zwar kizelte den Alten der Husten im Halse, doch ehe er noch recht busbrechen konnte, schob der Doctor seine Blendlaterne auf, und ließ die Strahlen rings umher fal-

len. — Himmel! welche Gruppe! — sein erster Blik fiel auf Gretgen in des Gärtners Armen; sein zweiter auf die keusche Nichte und den langen Hans; sein dritter auf die unfruchtbare Anne Lise und den süssen Stadtschreiber.

Hier sinkt uns die Feder aus der Hand, und wir verstummen! — Wer mahlt Gretgens Schaam und des Gärtners Verlegenheit, Evgens Schreken und Hansens Ueberraschung, Anne Lisens Erstaunen und des Stadtschreibers Entsezen! Wer mahlt endlich die Wuth des alten Doctor Saturn! und wer kann errathen? wie diese Wuth sich äusserte?

Indessen das Licht der Blendlaterne ringsumher eine allgemeine Auferstehung bewirkte, und ein Jeder sich aufrafte so gut er konnte; sezte nur allein der Doctor sich so wundersam schnell auf den Boden nieder, daß seine Leuchte verlosch. Da saß er ganz still, und redte nicht ein Wort, weil ihn der Schlag gerührt hatte, und er mausetod war. Vier böse Geister, gekleidet in kalten Herbstnebel, feuchte Abendluft, Zorn und Schrecken hatten ihn zu Grabe geleitet.

Gretgen war mit dem Gärtner in das Treibhaus entflohen. Evgen schlich auf ihr Kämmerlein. Anne Lise lag im Bassin, und der Stadtschreiber, der in der Dunkelheit den rechten Ort verfehlte; um über den Zaun zu springen, fiel in einen Froschgraben.

Hans allein blieb zurük bei dem Doctor, und demonstrirte ihm sehr redselig: „daß der Mensch ein freies Wesen sei; daß keiner die Befugniß habe, den andern in Ausübung seiner Freiheit zu stören; und daß es daher für einen offenbaren Eingriff in die unveräusserlichen Menschenrechte gelten müsse, wenn man an einem neblichten Herstabend drei liebende Paare mit einer Blendlaterne beleuchtet.“

Der Redner freute sich über die stille Andacht, mit welcher der Doctor ihm zuhörte. „Kommen Sie,“ sprach er, der Nebel möchte Ihnen auf die Brust fallen.“ Mit diesen Worten wollte er ihm aufhelfen. Aber so wenig Widerspruch der gute Alte gegen die Grundsäze des Apostels geäussert hatte, so steif und fest behauptete er hingegen seinen Plaz.

„Sind Sie tod?“ fragte Hans ihn endlich. — „Ja mein Seel! er ist tod! — nun so wandelt er im Lande der Freiheit, wo es weder Erbsenhüter noch sächsische Dragoner giebt. — Warum starb er aber so plözlich? — Zorn, Schrecken, Wuth, — warum gieng er nicht nach Hause, und schrieb eine Recension? wie weiland mein Principal der Magister ** zu thun pflegte, wenn er der verdorbenen Galle einen Ausweg verschaffen wollte.“

Nachdem er dem Entschlafenen diese Standrede gehalten, nahm er ihn auf den Rüken, trug ihn nach Hause, und warf ihn Anne Lise vor die Füsse. Da

habt ihr euren Doctor, thut mit ihm was euch gefällt."

Anne Lise kreischte, Evgen weinte; diese raufte sich die Haare, und jene den Bart aus. Hans aber gieng und legte sich ruhig schlafen.

Vierzehntes Kapitel.

Doctor Hans.

Am andern Morgen versamelten sich die Hausgenossen, um zu berathschlagen, was sie nun mit dem Leichnam anfangen sollten? Sie waren am Ende sämtlich der Meinung, daß er begraben werden müsse. Hans schlug vor, bei dieser Gelegenheit ein Fest zu feyern, nach Art der alten Saturnalien, von welchen er in des Magister ** Maculatur eine Beschreibung gelesen hatte. Auf diese Art, meynte er, würden sie der edlen Freiheit huldigen, und zugleich den Namen Saturn verewigen.

Sein Vorschlag ward gebilligt. Man weinte im Scherz und schmauste im Ernst. Auch Töffel Müsgen wurde eingeladen. „Wie!" rief Anne Lise: „ich soll ihn wiedersehen! den Räuber meiner Ehre! den Mörder meiner Unschuld!" — Sie sah ihn wieder, und verzieh großmüthig. Auch will man be-

merkt haben, daß sie ihn nachher nie wieder Gelbschnabel nannte.

Das dumme Evgen schlug die Augen nieder, aber das kluge Gretgen schlug sie auf. Sie machte aus ihrer Neigung für den flinken Gärtnerburschen kein Geheimniß und als Hans ihr Wankelmuth vorwarf, sprach sie lächelnd: „ich bin frei! soll mein Herz allein Sklavenfesseln tragen?“

„Aber bedenke nur Gretgen! der kleine Theophrastus Paracelsus ist doch unser Kind.“

„Nun ja doch, wird er drum es weniger seyn, wenn ich den Gärtner liebe? — Freiheit ist das höchste Gut, so hast du mich gelehrt, und zürnst nun, daß ich deine Lehre ausübe?“

„Zürnen? keinesweges? du willst? — es sei! — Leb wohl Gretgen! Ich segne dich und den kleinen Theophrastus. Deine Fußstapfen mögen triefen immerdar vom Fette der Freiheit!“ So sprach er und gieng. Sein Heldenauge füllte eine Thräne, denn Gretgen Hopsmann war seine erste Liebe. Er entfloh — wohin? — auf sein Zimmer. Dort ließ er seinem Schmerzen freien Lauf; er frühstükte und pakte seine Kostbarkeiten zusammen.

Kostbarkeiten? — hatte er sie gestohlen?

O nein, man gab sie ihm gutwillig.

Worinn bestanden sie?

In einer Flasche von des Wohlseligen Universalarzenei, Pulver, Pillen, Kräuter und Latwergen; einer Tinktur um Gold zu machen; einem Buche um Geister zu beschwören, und einem Bündel Recepte, welche in Form einer Lotterie geordnet waren, und unter welchen das Loos entschied.

Himmel! das Loos?!?!

Warum nicht? die Kranken loosten um ihr Leben, wie die Herrenhuter um ihre Weiber. Wenn jene zuweilen Gift, und diese ein böses Weib ergreiffen, so weiß ich wohl welches von beiden das schlimmsten ist. Auch ist ja diese Sitte allgemein, nur mit dem Unterschied, daß gewöhnlich nicht der Kranke das Loos zieht, sondern der Arzt,

So ausgerüstet wanderte Hans in die weite Welt, und gab sich sich für einen vornehmen Egyptier aus, der wegen eines unglüklichen Zweikampfs nach Hinzepunz flüchten müssen. An Gretgens Stelle begleitete ihn das Glük. Er verrichtete grosse Curen an Menschen und Vieh, und ward bald aus einem Fußgänger ein Kutschenfahrer. Sein Ruf verbreitete sich von den Dörfern in die Städte, aus den Hütten in die Palläste. Entnervte Wollüstlinge und hysterischen Damen waren seine besten Kunden. Jene curirte er durch den innerlichen Gebrauch der spanischen Fliegen, und diese durch ein Arcanum, wofür ihm einst ein grosser König grosse Summen bot.

„Glüklicher Hans!“ rief er aus: endlich hast du den botanischen Garten betreten, in welchem das Kraut der Freiheit wächst. Weg mit der rothen Müze! Aesculaps Schlangenstab sei hinfort das Symbol der Freiheit! — Man ist Doctor, und niemand frägt warum? Der Doctor befiehlt, und Könige gehorchen. Er schreibt abgebrochene Worte, jede Sylbe ist eine Kabinetsordre. Er strekt die Hand aus, sie wird vergüldet. Werde gesund! spricht der Arzt, und wer nicht gehorcht, muß sterben. Welches Fürsten Macht ist der seinigen gleich? jeder Widerspenstige wird mit dem Tode bestraft. Gefällt es ihm nicht länger hier oder dort, so zieht er weiter. Die allmächtige Phantasie ist in seinem Gefolge. Mit ihrer Hülfe bringt er Krankheiten dahin wo keine waren, und curirt sie da wo sie nicht sind. — Ha; dreimal selige Kunst, die ewig gegen die Natur kämpft, und doch ihre Siege allein der Natur verdankt! die da nimmt, wo sie zu geben scheint, und keinen Feind über der Erde duldet.“

So perorirte unser Held in überströmenden Gefühle seines Glükes. Ducaten und Bierkäse füllten Beutel und Töpfe. Der lange Hans, nur zu dienen gewöhnt, wurde jezt von einem Hänsgen bedient.

Bei seinem Aufenthalt in einer berühmten Residenz, ward er eines Tags in einen Gasthof beschieden, um mit seiner Kunst einem jungen vornehmen

Herrn beizustehen, den die Liebe über Rosenpfade in einen Morast geführt hatte. Er öfnete die Thür — „Kus Kurrat!“ erscholl es ihm entgegen: „Hans! bist du es?“ — Es war der Junker. Hans hatte eine grosse Freude, und der Junker auch.

„Wie Teufel bist du ein Doctor geworden?“

Recht so selbig, antwortete Hans; ein ehstnischer Provinzialismus, dessen man sich bedient, wenn man keine eigentliche Ursache anzugeben weiß.

„Aber mein Gott, Junker, wie sind Sie zu dieser bösen Krankheit gekommen?“

Recht so selbig, sagte der Junker: kannst du mir helfen?

„Ob ich kann? — fragen Sie das Haus, die Stadt, die Welt. Aber ob ich will? das ist eine andere Frage.“

„Du willst nicht? warum nicht?“

„Wer ließ mich in den Erbsen bei Frankfurt hülflos liegen? wer spottete meiner, als der Erbsenhüter mich windelweich gedroschen hatte?“

„Ach Hans! was sind die Prügel eines Erbsenhüters gegen, gegen die gefährlichen Gunstbezeugungen einer hübschen Dirne! — vergiß allen Groll! die Mamma hat alte Rubels geschikt, wir wollen sie brüderlich theilen.“

Hans war nicht unerbittlich, und bewirthete

den dankbaren Junker vier Wochen lang mit Latwergen und Decocten, die ihn so ziemlich wieder auf die Beine brachten. Er sezte sich und schrieb an die Mamma: „unser lange Hans hat sich in Egypten duellirt und ist Doctor geworden."

Fünfzehntes Kapitel.

Gretgen kommt in die Wochen.

„Sie sind nun wieder gesund" sagte Hans zum Junker; „aber hüten Sie sich."

„Hüten? wie Teufel willst du daß man sich hüten soll? Da gegenüber steht ein grosses schönes Haus, in dem Hause wohnt ein kleines schönes Mädgen; ein Busen rund wie ein Ball, eine Hand weich wie Maulwurfsfell, eine Haut weiß wie Bierkäse, und ein Auge schimmernd wie faules Holz. Es ist leichter Erbsen hüten als die fünf Sinnen eines Menschen.

Hans verzog ein sauer Gesicht. Er hörte nicht gern von Erbsen reden. Seit jenem merkwürdigen Schmause bei Frankfurt, hatte keine Erbse, weder frisch noch getrocknet, seinen Schlund passirt, und die erste Speise, welche er seinen Kranken untersagte, waren Erbsen. Um das Gespräch von diesem verhaßten Gegenstande abzuwenden, trat er

ans Fenster, und besah das große schöne Haus, in welchem das kleine schöne Mädgen wohnte.

„Ich will dich zu ihr führen," sagte der Junker.

„Meinetwegen!" erwiederte Hans.

„Aber Du wirst dich verlieben."

„Ich werde mich nicht verlieben, denn ich bin schon verliebt."

„In wen?"

„In eine Undankbare, die mich einem Gärtnerburschen aufopfert, ob ich ihr gleich den kleinen Theophrastus verschafft habe."

Unter solchen Gesprächen kamen sie an die Thür des grossen Hauses. Der Junker klingelte. Eine alte Frau that ihnen auf. „Guten Tag Mutter! ich bin wieder gesund, und hier ist der Herr Doctor, ein ehstnischer Egyptier, der wird auch die Mamsel auf Numero 9 gesund machen."

So eben stieg ein allerliebstes Geschöpf die Treppe herab. „Das ist sie" sagte der Junker zu Hans.

„Ja das ist sie" erwiederte Hans, und schloß sie in seine Arme. Es war Gretgen Hopsmann.

Hans! bist du es?

Gretgen! wie kommst du hieher?

Der Junker gaffte. Die sogenannte Frau Mutter staunte. Die beiden Liebenden liessen sich nicht irre machen, sie hatten viel zu schwazen und zu küssen.

„Ich bin reich und vornehm geworden“ sagte Hans: „willst du nun wieder mit mir ziehen?“

„Von ganzem Herzen!“ erwiederte Gretgen.

„Aber mein Gott!“ sprach der Junker: „wie soll ich das verstehen? In Straßburg nimmst du mir den blauen Frak mit Gold gestikt, und hier entführst du mir ein Mådgen?“

„Sie ist frei,“ versezte Hans, „sie mag wählen.“

„Ich wähle dich,“ rief Gretgen und hieng sich an seinen Arm.

„Hans schenkte der Frau Mutter ein Goldstück, hob seine Beute in den Wagen, und rollte mit ihr davon. Der Junker schlich nach Hause und schrieb an die Mamma: Hans ist ein Teufelskerl!

Kaum waren die Verliebten allein, als Fragen, Antworten und Küsse ungedultig wechselten.

„Wo blieb der Gärtnerbursch?“

„Er ist mir untreu geworden, und hat Anne Lisen geheirathet.“

„Die schnurbärtige Anne Lise?“

„Sie hat ihn durch ihr Gold geblendet.“

„Und das runde Evgen?

„Ist Frau Stadtschreiberin geworden. Und mit dem Gott der Ehen zog der Eifersuchtsteufel in unser Haus; da haben mich die beiden Weiber aus Hinzepunz herausgekeifst?“

„Aber der kleine Theophrastus Paracelsus?“

„Den habe ich in ein Körbgen gelegt, und ihn bei zwei alten Jungfern vor die Thüre gesezt.“

„Recht mein Kind! so ruht er schon in zarter Jugend unter dem Freiheitsbaume. Er möge wachsen in seinem Schatten und damit holla! Doch erzähle weiter, wie ist es dir ergangen?“

„Gut und böse. Ich kam hieher und wollte dienen. Da erwachte plözlich das edle Gefühl der Freiheit, welches du in meine Brust gepflanzt hast. Ich begab mich in das Haus, wo du mich gefunden. Dort habe ich meine Freiheit genossen, indem ich mit Andern den Genuß des Lebens theilte.“

„Bravo Gretgen! du bist meine würdige Schülerin. Geniessen! das ist das grosse Wort in welchem hoher Sinn verborgen liegt. Doch für's Erste sollst du einige Pillen und Decocte geniessen, weil dir und dem Junker der Lebensgenuß ein wenig übel bekommen ist."

Gretgen that was Doctor Hans befahl und wurde gesund. Ihre Wangen blühten wieder, und von ihren Augen blieb nur der Apfel blau. Sie lebten nun auf einen allerliebsten Fuß miteinander. Das Geld strömte in die Tasche des Aesculap, und regnete in den Schoß der Dame. Hans mußte immer besuchen, und Gretgen wurde immer besucht.

Unter ihren Haus- und Tischfreunden war auch ein Prediger, dem es wunderlich in der Welt ergangen war. Man hatte ihn abgesezt, weil er nicht begreifen konnte, daß die Weisheit des Ministers grösser sei, als Gottes Weisheit. „So soll er wenigstens ein Pröbgen von meiner Allmacht sehen" sprach der Minister, und sezte ihn ab. „Denn in unsers gnädigsten Herrn Staaten soll kein Mensch so unvernünftig seyn Vernunft zu predigen, das liebt er nicht"

Diesem brodlosen Manne verdankte Hans viele Freundschaft. Denn als nach Jahr und Tag Gretgen von einem Knaben entbunden wurde, taufte der

Prediger ihn unentgeldlich, und gab ihm den Namen Pelagius zum Andenken eines berühmten Kezers.

Sechzehntes Kapitel.

Alte Bekanntschaften.

Ein Sprüchwort sagt: auf Regen folgt Sonnenschein, und das ist wahr; aber in keinen Sprüchwort steht: auf Sonnenschein folgt Regen, und das ist doch auch wahr. Bis jezt hatten die beiden Maitressen unsers Helden sich recht gut miteinander vertragen: ich meyne Jungfer Gretgen und Jungfer Fortuna. Die Receptlotterie trug viel Geld ein; wo Geld ist, da wird geschmaust; wo gemaust wird, da kommen Freunde; und wo Freunde sind, da lebt sichs gut. Der kleine Pelagius war gesund und stark, Hans dik und fett, Gretgen frisch und roth, der schwarze Freund bekam einen Schmeerbauch und ein Unterkinn. Ach! da stampfte, in einem Anfall von Weiberlaune, Fortuna ihre Kugel. Die Kugel kugelte sich rund um, der kleine Pelagius wurde krank, Hans mager, Gretgen blaß, und der schwarze Freund ward über ein kleines nicht mehr gesehen.

Wie gieng das zu?

Sehr natürlich. Die Receptlotterie machte Ban-

kerott, weil sie nicht so gut berechnet war, wie die Lottos der deutschen Fürsten. Es kam Schlag auf Schlag.

Ein vornehmer Herr, dem eine Fischgräte und ein Religionsedict im Halse steken geblieben waren, ließ den Herrn Doctor Hans schleunig rufen. Der Aesculap holte seinen Receptenbündel aus der Tasche, und hielt es dem Kranken hin, wie man ein Spiel Karten zu halten pflegt, wenn der Andere eine Karte ziehen soll. Der vornehme Herr zog, es war Lapis infernalis. Er starb, die Kirche weinte, die Philosophen lachten, Hans ließ die Flügel hängen.

Eine schöne Dame, welche sich im zweiten Monat ihrer Schwangerschaft befand, wurde von Vapeurs geplagt, weil am lezten Courtage bei Hofe der Fürst zu ihrer Nachbarin gesagt hatte, das neue Kopfzeug kleide sie sehr gut. Sie schikte nach dem berühmten Egyptier. Er kam, ein Recept wurde gezogen, es waren dreyßig Gran Jalappen-Wurzel. Die schöne Dame verschlukte sie, und wurde so schnell von ihrer zweimonatlichen Frucht entbunden, daß der kleine Rest von Seele, welchen sie besaß, bei dieser Gelegenheit mit fort gieng. Sie starb, ihre Kammerjungfer weinte, ihr Mann lachte, und Hans krazte sich hinter den Ohren.

Ein berühmter Recensent hatte sich die Schwind-Sucht an den Hals geärgert, weil man, troz seines Schimpfens, die Werke eines gewissen Autors immer noch kaufte und las. Doctor Hans wurde geholt, und das Recept-Orakel befragte. Es verordnete kalte Bäder. Der Recensent gab nach einigen Wochen schimpfend seinen Geist auf. Die Litteraturzeitung weinte, das Publicum lachte, und Hans zukte die Achseln.

Aber die löbliche Facultät hatte schon längst die Achseln gezuckt, jezt zuckte sie das Schwerdt, und unser Held wurde als ein unprivilegirter Mörder aus der Stadt gejagt.

An einem schönen Morgen erwachte Gretgen ohne Bettgenossen, nur der kleine Pelagus lag in der Wiege und schlummerte. „Hans! wo bist Du?" — Keine Antwort. Kisten und Schränke waren ausgeleert, die Speisekammer eine Wüste, und der Keller eine öde Gruft. Drei Tage lang rief Gretgen: „o Hans! wo bist du?" und als am Abend des dritten Tages noch immer keine Antwort erfolgte, da stopfte sie dem hungrigen kleinen Pelagius ein Stüklein übrig gebliebene Rhabarber-Wurzel in den Mund, und gieng ihrer Wege.

Unser Held zog indessen auf den Dörfern her-

um, wo die Facultät ihn ungehindert sein Wesen treiben ließ. Denn wenn auch hin und wieder Einer in Hansens Lotterie Haab und Gut verlohr, so war es doch nur ein Bauer, ein Bauer aber, und ein Recensent, verhalten sich gegen einander wie Schweiß und Dinte.

Indessen wurde der lange Hans jezt länger als er je gewesen war, denn die magere Kost verlängerte ihm die Backen, Bauch und Waden. Der Bauernschweiß, den er hin und wieder sammelte, ward ihm nur Tropfenweise zu Theil, denn das Königsfett hatte schon alles in sich gesogen. Er gieng daher zu Fusse, mit einem Ränzchen auf dem Rücken, Kartoffeln im Magen, und der edlen Freiheit im Herzen.

Eines Abends in der Dämmerung befand er sich mitten in einem Walde, als ein Wanderer sich zu ihm gesellte, der von Zeit zu Zeit nach seinem Ränzgen schielte.

„Was trägst du da Kamerad?“

„Gold und Siber,“ erwiederte Hans.

„Eine schöne Waare. Wohin trägst du sie zu Markte?“

„Sie ist für jeden Narren feil.“

„Ey! solch ein Narr bin ich auch. Gieb mir dein Ränzgen.“

„Kennst du Bion den Griechen?“ versezte Hans.

„Ich habe nicht die Ehre.“

„Er war Einer von den sieben Weisen Griechenlands und trug Alles bei sich. Die Weisen waren damals was sie noch sind: arme Teufel. Ich Hans der Ehste bin Einer von den Weisen Ehstlands und mache es wie Bion.“

„Und ich Martin der Ehste,“ sprach der Wanderer, „will dich weiser machen als Bion, und dir das Ränzgen abnehmen.“

„Du Martin der Ehste? Kus kurrat! Bist du der Friseur, den ich in Straßburg aus den Fäusten des Schlossergesellen rettete?“

„Derselbe. Du hast mich nachher als Sclaven wieder gesehen, als du in den Erbsen bei Frankfurt lagst. Jezt bin ich ein Freiherr geworden. Die Welt ist mein. Ich säe nicht und erndte doch. Fürsten nehmen nur in ihren Ländern, ich bin überall Fürst. Drum sperre dich nicht und gieb mir dein Ränzgen.“

„Bruder Martin daraus wird nichts. Der Mainzer Heilige hieß auch Martin, aber er nahm keinem Landsmann sein Ränzgen, sondern er warf

dem Bettler einen Mantel zu, weil er vermuthlich zu Hause noch ein Duzend Mäntel hatte.“

„Ohne Umstände!“ sprach der Wanderer, und zog ein Taschenpistol hervor.

„Wirf das Pistol in den Busch,“ sagte Hans kaltblütig. „Schießgewehr und Freiheit sind geschworne Feinde. Du siehst in mir einen Apostel der Freiheit, werde mein Jünger und folge.“

„Umgekehrt Landsmann! Folge du mir, oder ich jage dir eine Kugel durch deine rothe Freiheits-Müze.“

„Lieber durch den Kopf,“ sagte Hans.

„Sei kein Narr!“ erwiederte Martin. „Hier, rechter Hand, durch dickverwachsenes Gesträuch, führt der Weg in den unterirrdischen Tempel der Freiheit. Dort wirst du ihre Priester finden, und auf sie wird es ankommen, ob sie dich opfern oder weihen wollen.“

Vergebens sträubte Hans sich gegen die antimagnetische Kraft des Taschenpistols. Der gespannte Hahn gab seinen Nerven eine Spannung, die ihn durch Dick und Dünn, durch Busch und Morast trieb, bis sie endlich vor einer Höhle standen, welche das Maul weit anfsperrte. Eine Treppe führte hinab, wie in die Pyrmonter Schwefelhöh-

le, auch stieg ein Dampf heraus, wie aus jener; es war aber nicht Schwefel-, sondern Bratendampf. Rings umher wuchs kein Gras, Menschen und Pferde hatten den Plaz fest getreten, hohe Fichten umkreißten ihn, die Sonne stahl sich nur am Mittag hinein.

„Hier wohnt die Freiheit, wie vormals unsere Götter, in dunklen Hainen.“ So sprach Martin der Ehste zu seinem zitternden Landsmann. „Spürst du den süssen Geruch des Brandopfers, welches man wahrscheinlich so eben verzehrt? Hinab! hinab! damit dein mageres Ränzgen mich nicht um einen fetten Schmauß betrüge.“

Bei diesen Worten gestikulirte das Taschenpistol so behende unter der Nase unsers Helden, daß dieser sich kurz und gut entschloß, wie Daniel in die Löwengrube hinabzusteigen.

Unten fand er eine geräumige Gruft, mit Lichtern und Lampen erleuchtet. In der Mitte eine grosse Tafel, an deren obersten Ende er mit vie-

lem Vergnügen den Journalisten gewahr wurde, mit welchem er einst in Hurlebusch manche Kanne Merseburger ausgetrunken hatte. Vor ihm stand ein gebratener Auerhahn, und auf seinem Knie saß — Gretgen Hopsmann!

Ende des ersten Buchs.

Die Fortsezung im zweiten Bande.

Verzeichniß
derjenigen
Bücher,
welche bei dem Akademie-Buchbinder Uebel in Stuttgart zu haben sind.

Sammlung der merkwürdigsten altdeutschen Geschichten, enthält bis jezt und wird fortgesezt.

Geschichte der Gräfin Thekla von Thurn, oder Scenen aus dem dreisigjährigen Kriege. 2te Aufl. 2 Th. 1 fl. 12 kr.

Walter von Montbarry, Großmeister des Tempelordens, 2te Aufl. 2 Theile mit Kupf. 1 fl. 36 kr.

Herrmann von Unna, eine Geschichte aus den Zeiten der Vehemgerichte, 2te Aufl. 2 Th. mit Kupf. 1 fl. 12 kr.

Veit Webers Sagen der Vorzeit, 2te vermehrte Aufl. mit Musik und Kupfern, 4 Theile, 3 fl. 15 kr.

Konradin von Schwaben, oder Geschichte des unglüklichen Enkels Kaiser Friedrich des Zweiten, 2te Aufl. 2 Th. 1 fl.

Hatto, Bischoff von Mainz, eine Legende aus dem zehnten Jahrhundert, 2 Theile mit Kupf. 1 fl.

Elisabeth, Erbin von Toggenburg, oder Geschichte der Frauen Sargans in der Schweiz, 2 Th. 1 fl. 12 kr.

Alf von Dülmen, oder Geschichte Kaiser Philipps und seiner Tochter, 2 Theile mit Kupf. 1 fl.

Konrad und Siegfried von Feuchtwangen, Großmeister des DeutschenOrdens, 2 Th. mit Kupf. 1 fl. 12 kr.

Heinrich der Löwe, 2 Theile mit Kupf. 1 fl.

Gebhard Truchseß von Waldburg, Kurfürst von Kölln, oder die astrologischen Fürsten, 2 Th. mit Kupf. 1 fl.

Ludwig der Springer, Graf von Thüringen, 2 Theile mit Kupfern, 1 fl. 12 kr.

Das Turnier zu Prag, oder Geschichte des Königl. Prinzen Ladislaus, 2 Th. mit Kupfern, 1 fl.

Margarethe von Oestreich, Gemahlin des unglüklichen Königs Heinrich von Hohenstauffen, 2 Th. 1 fl.

Veit Webers Holzschnitte, 1ter Theil mit Kupfern, 45 kr.

Hasper a Spada, eine Sage aus dem dreizehnten Jahrhundert, 2 Theile mit Kupf. 1 fl. 12 kr.

Ruinen der Vorzeit, 2 Theile mit Kupfern, 48 kr.

Die Edlen der Vorwelt, 2 Theile mit Kupf. 54 kr.

Adolf der Kühne, Raugraf von Dassel, 3 Th. 1 fl. 12 kr.

Sammlung auserlesener Schriften älterer und neuerer Zeit, enthält bis jezt und wird fortgesezt.
Die Leiden der Ortheb. Familie von Kozebue, 2 Th. 48 kr.
Leopoldine, von Fr. Schulz, 2 Th. mit Kupf. 48 kr.
Die heutige Welt, ein lebhaftes Gemählde der Sitten und Lebensart zerschiedener Stände, 2 Th. 48 kr.
Der Mäusefallen- und Hechel-Krämer, eine Geschichte wunderbar und doch ganz natürlich, mit Kupf. 30 kr.
Scherflein zur Menschenkunde in Erzählungen, 30 kr.
Der Alte überall und nirgend, eine Geistergeschichte von Spieß, 2 Theile mit Kupfern, 45 kr.
Kozebue, die jüngsten Kinder meiner Launen, 1ter Th. 30 kr.

Albrechts Biographien, der Selbstmörder, 4 Th. 1 fl. 24 kr.
Annalen der Geschichte Frankreichs, 1ter Theil mit Kupfern, 1793. 54 kr.
An Philipp Adam Küstin, Neufränkischen Bürger und General, 36 kr.
Archenholz, die Jakobiner, eine historische Beschreibung, nebst genauer Kenntniß derselben, 12 kr.
Beschreibung der Blutscenen des 10. Aug. und 2. Sept. 1792. in Paris, in Briefen von einem Augenzeugen, 12 kr.
Campe Klugheitslehren für Jünglinge 1794. 24 kr.
Charlotte Corday u. Marat, ein biograph. Bruchstük, 15 kr.
Die Jakobiner, eine historische Beschreibung derselben von Archenholz. Beschreibung der Blutscenen des 10. Aug. und 2. Sept. 1792. Zwei Briefe an den Herzog von Braunschweig über den unglüklichen Feldzug nach Frankreich. Diese 3 Piecen zusammen broschirt, 24 kr.
Die Verbrüderung, ein Schauspiel von Iffland, 1793. 15 kr.
Gottfried von Boullion, oder das eroberte Jerusalem, 2 Th. mit Kupfern, 1 fl. 15 kr.
Hübners Gedichte, mit Musik, von Schubart und Abeille, 2 Theile, 1 fl. 15 kr.
Kants politische Meinungen, oder über die Redensart: diß mag zwar theoretisch wahr seyn, ist aber in Praxi nicht anwendbar, 1794. 15 kr.
Leben und Meinungen, auch seltsame Abentheuer Erasmus Schleichers, eines reisenden Mechanikers, 2 fl. 24 kr.
Leben und Meinungen, auch seltsame Abentheuer Paul Ysop, eines reducirten Hofnarren, 2 Th. 1 fl. 12 kr.
Neu aufgefundene Gedichte Oßians 1792. 45 kr.
Neue deutsche Tänze mit Text aufs Klavier, von Hofmusikus Dietter, broschirt 24 kr.

Oden eines Franciscanermönchs auf den Rettertod Leopolds von Braunschweig, 4 kr.
Ovids Werke von der Liebe, 3 Theile, 2 fl. 48 kr.
Pfaff, Commentatio de Electricitate sic dicta Animali, 1793. 24 kr.
Procopio, Italiänische Sprachlehre, 1 fl.
Riegers Predigten und Betrachtungen über Evangelia an Sonn- Fest- und Feyertägen, 1794. 1 fl. 36 kr.
Sammlung deutscher Arien und Lieder, nebst einem Anhang kleiner Klavier-Stüke, 36 kr.
Schlotterbeks Fabeln und Erzählungen, 30 kr.
Schneiders freimüthige Gedanken über den Werth und Brauchbarkeit der Chrysostomischen Erklärungsrede über das Neue Testament, 12 kr.
— christliche Toleranz-Predigten, 6 kr.
Schreiben und Antwort über die in dem Wirtembergischen Markflecken Weiltingen aus Gelegenheit der Anheftung der Königl. Preußischen Regierungsantritts-Patente vorgefallene Thätigkeiten, 12 kr.
Tabellarischer Unterricht in der Französischen Sprache, zum Gebrauch der deutschen Jugend, 36 kr.
Volksmährchen der Deutschen, 6 Theile, 2 fl. 24 kr.
Wonnen der Liebe, der Ehe und Erziehung, Frühlingsgeschenk für Verehlichte und Ehelustige, 30 kr.
Zwei Briefe eines Franzosen an den Herzog von Braunschw. über den unglüklichen Feldzug nach Frankreich, 6 kr.
Zwei Scenen aus der Oberwelt zwischen Theresia, Elisabeth und Joseph dem Zweiten, 12 kr.

Abhandlung über die Polizei-Verfassung in Frankreich, 45 kr.
Alaziel, oder Sagen aus den grauen Zeiten der Zauberwelt, Frf. 93. 1 fl. 30 kr.
Alringer Doolin von Mainz, ein Rittergedicht, 36 kr.
— Bliomberis, ein Rittergedicht, Frankf. 91. 45 kr.
Amalgunde, Königin von Italien, 2 Th. 1 fl. 15 kr.
Anleitung zum Briefschreiben für Liebende, 1 fl.
Anweisung zur Verfertigung praktischer Briefe, 36 kr.
Archenholz, brittische Annalen, Carlsr. 7 Thl. 4 fl. 48 kr.
— über England und Italien, 5 Thl. 2 fl. 48 kr.
— Geschichte des 7jährigen Kriegs, 2 Thl. 1 fl.
— kleine historische Schriften, Carlsr. 91. 36 kr.
— historische Beschreibung der Jakobiner, 93. 12 kr.
Ardinghello und die glükseligen Inseln, 2 Th. 1 fl. 24 kr.

Asmus oder sämtliche Werke des Wandsbeker Bothen, 5 Theile mit Kupfern, 2 fl. 36 kr.
Bahrts Handbuch der Moral für den Bürgerstand, 36 kr.
Begebenheiten des Herrn Eduard Rumpels, 1 fl. 36 kr.
Berghofers Schriften, 1792. 30 kr.
Berliner Briefsteller zum Gebrauch für das gemeine Leben, für deutsche Schulen, 92. 40 kr.
— Briefsteller für junge Kaufleute, 92. 40 kr.
Bernsteins, Handbuch für Wundärzte, 8 Th. 3 fl. 15 kr.
— — — — für Geburtshelfer, 4 Thl. 1 fl. 54 kr.
Bibliothek für junge Deutsche, 2 Th. mit Kupf. u. Musik, 2 fl.
Biographische Skizzen aus dem lezten Viertel dieses Jahrhunderts zur Erwekung edler Gefühle, 2 Thl. 1793. 1 fl.
Blumauers Herkules, 30 kr.
Blumauers, Virgils Aeneis, 4 Thl. 1 fl. 48 kr.
Blumenscheins, Unterricht bei herrschend. Viehseuchen, 24 kr.
Blums Gedichte, 1 Th. 24 kr.
— Spaziergänge, 2 Th. 30 kr.
Briefe berühmter edler Deutschen an Bodmer, herausgegeben von D. Stäudlin. 2 Th. mit Kupf. 1 fl. 15 kr.
Bruchstüke ins Archiv der Menschheit oder Anfangsgründe der Menschen- und Weltkenntniß, 1 fl. 15 kr.
Buhlschaften und Liebes-Intriguen der Römer unter Kaiser Nero, 2 Thl. gr. 8. 1 fl. 30 kr.
Buri, Skizzen und kleine Gemälde, 92. 1 fl. 15 kr.
Bürgers Gedichte, 2 Theil mit Kupfern, 54 kr.
— — — — 2 Thl. 89. Frankf. 45 kr.
Campe, kleine Seelenlehre mit Kupfern, 1 fl.
Campe, Reisebeschreibungen, 11 Thl. 5 fl. 30 kr.
— Entdekung von Amerika, 3 Thl. 1 fl. 30 kr.
— väterlicher Rath für Töchter, 36 kr.
— Robinson der Jüngere, 2 Thl. 36 kr.
— Theophron, 2 Thl. 36 kr.
— Sittenbüchlein für Kinder, 12 kr.
Catharina von Rohan, eine Geschichte aus den Zeiten Heinrichs des IV. von Frankreich, 30 kr.
Catholisches Gebetbüchlein, von Jos. Weber, 24 kr.
Cäsar Cato und Friedrich von Preussen, 2 fl.
Das neue Wirthschaftsbuch für Frauenzimmer, 45 kr.
Der angenehme Gesellschafter, 2te Aufl. 48 kr.
Der Bauern-Doktor oder allgemeiner Hausvorrath, 36 kr.
Der deutsche Alcibiades, 3 Thl. mit Kupfern, 1 fl. 48 kr.

Staatliche Bibliothek Bamberg

SBB013401847473

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Die jüngsten Kinder meiner Laune

Bd.: 1

[1794]

Bamberg, Staatsbibliothek -- 30.790(1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11413406-6
VD18 80282164-001